nummerneunundzwanzig

Zeitschrift für Kultur in Würzburg und Sils-Maria
9.2007 · 2€

29

Inhalt:

Editorial, Impressum 3
... apropos Hafensommer 4
Stapellauf 5
Der fliegende Würzburger 6
Die Fingerübung 8
Erfrischend anders 10
Sommer vs. Frische 13
Liebe und Intrige 16
Würzburger Ueberweg 22
Atelierbesuch bei Norbert Kleinlein 31
Short cuts 36

www.nummer-zk.de

18. Kulturherbst im Landkreis Würzburg

5 Jahre Atelier & Galerie Andi Schmitt

29. September – 28. Oktober 2007

Sa./So. 15 – 19 Uhr und nach Vereinbarung!

Atelier & Galerie Andi Schmitt

Maingasse 16A, 97236 Randersacker, Tel.: 0931-20579325, mobil 0179-6891805, www.andischmitt.de

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kulturschaffende und -interessierte,

mal ehrlich, wann haben Sie sich das letzte Mal so richtig gestritten? Nein, wir meinen nicht die Meinungsverschiedenheiten mit dem Partner, gespickt voller Beleidigungen und verbaler Verletzungen. Wir denken an das Streitgespräch mit Niveau, diese ganz besondere Form der Streitkultur, die doch, bei allem Disput und gegensätzlichen Vorstellungen, inspirierend und anregend sein kann. Scheinbar ist sie ausgestorben in der hiesigen Kunstszene. Wohin man schaut, Nettigkeiten allerorten, ja nicht anecken! Höflich wird gelobt, fad und blutleer, gegenseitiges Schulternklopfen bis zur Buckligkeit. Natürlich will kein Künstler und keiner der im Kulturbetrieb-Involvierten,daß er für seine öffentliche Darbietung und Leistung mit einer Schelte bedacht und ihm gar mangelndes Vermögen oder fehlende Qualität attestiert wird. Man giert und buhlt nach Lob und Anerkennung.
Meist werden aber die Ereignisse intensiv wahrgenommen und bleiben in Erinnerung, über die diskutiert, gestritten oder für die gekämpft wird, gleich ob Ausstellung, Theateraufführung, literarische Werke oder Musik.
Bahnbrechendes gelang oft denen, die mit ihrer Arbeit Publikum und Presse polarisierten, . Zwar hatten auch sie nicht immer eine dicke Elefantenhaut - selbst Edouard Manet hatte sich vor fast 140 Jahren mit seinem Freund von der Presse, Edmond Duranty, ob dessen Kritik regelrecht bis aufs Blut duelliert - aber verbogen haben sie sich selten.
Diese Zeiten sind vorbei, allerdings sind auch die genüßlichen Wortgefechte passé. Wie sollte heute ein Diskurs auch entstehen, angesichts der zahlreichen netten Künstler samt ihrer braven Werke. Parallel dazu hat sich in der Presselandschaft hierzulande eine Beliebigkeit mit wohlwollender Klappentext-Berichterstattung und Ehrfurchtgebietender Werbekundenbetreuung breitgemacht. Mitunter wird nur wiederholt, was mancher im Artikel Beschriebene selbst verfaßt hat. Vielleicht hat ja der Künstler etwas davon - aber die Kultur?
Die Saison beginnt aufs neue mit vielen kulturellen Aktionen. Haben Sie Mut und hinterfragen Sie das Gesehene, Gehörte und Gelesene. Dann kann ein Vernissagen-Gespräch so anregend sein, wie der stimulierende Pausentalk im Theater oder die kleine „streitbare Diskussionsrunde für und wider“ bei einem der vielgerühmten Schoppen. Mit Contenance und Respekt gegenüber dem Kontrahenten darf auch mal einer dabei verlieren, das macht nichts. Hauptsache, man hat eine eigene Meinung.

Die Redaktion

nummerneunundzwanzig
herausgegeben vom **Kurve e.V.** – Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Druckerei Beck, Würzburg

Kontakt
nummer
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 • 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 • mail@nummer-zk.de

Bankverbindung
VR-Bank Würzburg • BLZ 790 900 00
Konto 78 417 • Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion
Berthold Kremmler [bk],
Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.,
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw]

red. Mitarbeit, AutorInnen Für die Inhalte der Artikel sind die AutorInnenen selbst verantwortlich:
Manfred Kunz [maz], Achim Schollenberger [as], Alice Natter, Ansgar Noeth [an]

Umschlaggestaltung
nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe HKS 69,
gesponsert von der VR-Bank Würzburg

Layout
Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 1.2006

Künstlerportfolio:

€ 150	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 100	Viertelseite	77,5 x 100
€ 180	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 180	Halbe quer	160 x 100
€ 300	Ganze Seite	160 x 205
€ 300	Anschnitt/U4	186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 48	Mitgliedschaft im Förderverein kurve e.V.	12 x 1 Heft
€ 36	Jahresabonnement	12 x 1 Heft
€ 36	Geschenkabonnement	12 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	12 x 2 Hefte
€ 100	Superabonnement	12 x 4 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate, wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

… apropos Hafensommer

Foto: Achim Schollenberger

Stapellauf

Von Berthold Kremmler

Was das Kulturreferat an Planung und Organisation für den Hafensommer im Vorfeld geleistet hat, verdient alle Anerkennung. Daß Petrus für eine so fromme Stadt mit so viel geballter Religiosität wie Würzburg mehr Gnade hätte walten lassen können, steht auf einem anderen Blatt. Am weltlichen Bemühen kann es nicht gelegen haben.

Der Auftakt war ja sehr vielversprechend. Die Technik – nur vom Feinsten, wie Kenner sagen – hat dann zum guten Schluß auch geklappt, die Reden der Verantwortlichen wurden von Strömen von Schweiß begleitet. An diesem Spätnachmittag zeigte die Treppenanlage, wie sie Wärme speichern und zurückstrahlen kann. Das schien mehr als vielversprechend, und die Sitzkissen, die ausgegeben wurden, waren wirklich nur zum Sitzen da. Das Publikum hatte Vieles von dem einer Vernissage, alle die, die bei solchen Anlässen immer da sind – und sonst eher selten – hatten sich zum Stelldichein eingefunden, die Politiker, die Wirtschaftsbosse, aber auch die Journalisten. Das Distelhäuser Pils schmeckte unter diesen Umständen besonders gut. Nur mit den Bons für Essen und Getränke hatte man seine liebe Not, aber das wurde dann ja auch wieder vereinfacht.

Die Reden der Oberbürgermeisterin und der Kulturreferenten waren, wie sie zu sein haben, nicht auftrumpfend, aber doch zufrieden ob dieser Premiere. Wie gesagt, man wußte sowieso nicht, wie man sich gegen die schrägstehende heiße Sonne wehren sollte, man mußte sich ja auch sehen und begrüßen und ein Hallo austauschen. Für die musikalische Darbietung war Dennis Schütze verantwortlich, und das traf sich gut, weil Kulturreferent Muchtar Al Ghusain, seine Begrüßung mit der Ankündigung verknüpfen konnte, daß der Musiker dieses Jahr mit einem der Kulturförderpreise ausgezeichnet werde.

Die erste Hürde war genommen, sie war glücklich genommen, man konnte rundherum zufrieden sein: Das große Publikum würde schon kommen, wenn sich die Veranstaltung weiter herumspricht. Das Konzept wurde von niemandem in Zweifel gezogen, es konnte vielversprechend weitergehen. Das also war der Donnerstag.

Am Montag drauf sollte eine Künstlerin auftreten, die als Geheimtip durch die Szene geistert und schon mit dem Nonplusultra an Auszeichnung versehen wird: man nennt sie kurz und bündig „die Stucky“, eine Musikerin und Stimmakrobatin, deren besondere Qualität darin liegt, daß sie ohne große Mühe allein die Bühne füllt und mit der Musik, den Geräuschen und den Geschichten, die sie einflicht, ihr Publikum verzückt. Ihre Fähigkeit, mit Tönen zu arbeiten, alle möglichen Gegenstände „zum Sprechen“ zu bringen, sie in ein halbimprovisiertes Klangkonzept zu integrieren – einfach phänomenal! Entsprechend betrat sie die Bühne nicht von der Seite, sondern stieg langsam von hinten die Treppe hinab, experimentierte dabei mit dem, woraus Geräusche zu entlocken waren, spazierte gemächlich auf die Bühne und baute dabei jede mögliche Barriere zwischen sich und den Zuhörern von vorneherein ab.

Den weiteren Verlauf zu schildern ist müßig: Man muß sich das selbst anhören und ansehen. Es ist einfach verblüffend, mit welch lockerer Selbstverständlichkeit sie zugleich alles, was sie hört, aufnimmt, kommentiert, weiterspinnt, sei es das Feuerwerk aus der Zellerau, seien es die vorbeifahrenden Güterzüge oder die Echos zwischen den Gemäuern. Daß sie am Tag vorher in Portugal war, mit 6000 Leuten als Publikum, ließ sie einfließen – es schien sie nicht nachhaltig zu beeindrucken, daß die Kulisse in Würzburg sehr viel bescheidener war. Wie gesagt: noch ein Geheimtip hierzulande. Dabei ist allein schon die Bandbreite der von ihr aufgesogenen und verarbeiteten Musik außerordentlich, sie reicht, wie ihre Herkunft, von der Schweiz bis an die amerikanische Westküste. Und so sind das Jodeln wie der Blues Teile ihrer musikalischen Inspiration. Die beiden Jodler, die sie zum Schluß bot, waren von einer berührenden Melancholie, wie man sich das nicht vorstellen kann, wenn man hiesige Volksmusikveranstaltungen im Fernsehen sieht. Tapfere trotzten unverzagt der Kälte und sahen hinterher auch noch den Film über ihre musikalischen Schweizer Freunde – ebenfalls faszinierend.

Auf jeden Fall: „Die Stucky“ muß wiederkommen. ¶

Der fliegende Würzburger

Von Alice Natter

Wenn die Schwalben kreisen und zwischen Heizkraftwerk und Kulturspeicher rasante Sturzflüge üben, wenn der Himmel klar und blau leuchtet und der Abendstern blinkt, wenn an den Hängen in der Ferne die Steinburg gülden strahlt und das Bier gut gekühlt ist, hat der Mensch gute Laune. Und wenn der Mensch gute Laune hat, sitzt er ohne Murren und sehr zufrieden zwei, drei Stunden auf Betonstufen. Wenn der Mensch gute Laune hat, kann er über Reime wie „Die Frauen aus Grombühl / sind ganz schön kühl“ und Verse à la „Ich sitz in der Kombüse / und putze nur Gemüse“ herzlich lachen. Senta ist`s, die Kapitänstochter, die ihr Schicksal beklagt und genug hat vom Leben auf der „Kalten Liebe“. Kurzerhand drückt sie einem Wehrlosen im Publikum den Schäler steuerbord, die Schüssel mit den Kartoffeln backbord in die Hand. Soll mal ein anderer die Knollen putzen.

Ach ja, die „Kalte Liebe“. Seit Jahr und Tag, zumindest aber seit dem Sommertheater anno 2003 am Schützenhof, steuert Kapitän Daland das marode Schiff von Würzburg nach Veitshöchheim und zurück. Unter der „Bridge of die german One-heit“ durch, vorbei am „fucking Falkenhaus“. Und: „Bitte werfen sie nicht die kleinen Japaner über Bord, auch wenn die Enten noch so sehr betteln.“ Würzburg, Veitshöchheim und zurück .... Da mußte die „Kalte Liebe“ quasi zwangsläufig beim ersten Würzburger Hafensommer vorbeischippern und fünf Abend lang im Hafenbecken anlegen. Das war – siehe oben – erstens genau der richtige Platz für das erfrischende Würzburg-Musical. Ein Heimspiel quasi. Und zweitens famos.

Zurück zu Heike Mix, Verzeihung zu Senta, die hat genug. Träumt von der großen weiten Welt. Also: Thüngersheim. Aber Georg Koeniger, also der Käpt'n, will nicht und muß sich zudem mit einer Tourismus-Tussi herumschlagen. Die – gespielt von der dritten im Komödianten-Bunde, Birgit Süß – würde dem rostigen Schlachtschiff der meefränkischen Flotte gerne einen neuen Namen verpassen. Ist ja grad schwer in Mode, siehe s.Oliver-Arena. Das Kickersstadion wird Obi-Oval oder Tegut-Arena, das Käppele zum Küpschle und ..... Und der Petrini-Bau .... Apropos: „Steh ich am Marktplatz vis-à-vis, weiß ich, schön wird das nie.“ Da feixt das Publikum.

Es ist halt auch schöner Blödsinn und lokaler Irrwitz, den die drei vom Theater am Neunerplatz mitsamt Regisseur Markus Czygan da mit musikalischen Immergrüns, Schlagern und rockigen Sounds verquirlt haben. Was fragen nicht nur Hafenfestival-Organisatoren, sondern singt auch der Holländer? Richtig: „Wann wird's mal wieder richtig Sommer?“ Und schon ist er da, der Blender, äh, der Niederländer, samt Geisterschiff. Flüche nach Mallorca oder in die Karibik waren leider schon ausgebucht, da blieb nur noch der Last-Minute-Fluch nach Würzburg. Kapitän Daland zittert vor Angst, Senta bebt vor Herzwallung und will den verfluchten Holländer (auch Birgit Süß) erlösen.

Ein Grinsen und freundlich lachendes, bestens gestimmtes Publikum erlösen von süßen Texthängern. An der süßen Nixe, die sich nach der Pause am Kranenkai räkelt und das Mainufer besingt, hängen höchstens ein paar Algen. Dann wird wieder gerappt und gekalauert, und die beiden verfluchten und unverfluchten Kapitäne legen einen feurigen Flamenco auf die Planken. Am Besen rockt Senta. Nicht nur, wenn bei KoeBau die rote Sonne im Mee versinkt. Irgendwann ist der Spaß dann aus, der vorletzte Gag gezündet, der letzte Würzburg-Scherz gemacht.

Der Klassiker vom Schützenhof hat das Zeug, zum Klassiker beim Hafensommer zu werden. Es muß ja nicht gleich ein Fluch daraus werden. Daß bei so viel Seifenoper noch lange Schaum im Hafen trieb, ist übrigens nur ein Gerücht. ¶

Foto: Alice Natter

... apropos Hafensommer

Die Fingerübung

Gespräch mit Muchtar Al Ghusain über den (ersten) Würzburger Hafensommer.

Interview: Wolf-Dietrich Weissbach

nummer: Was war für Sie, ganz persönlich, neben den offiziellen Reden, das Beste am Hafensommer?

AL GHUSAIN: Zunächst muß ich einfach loswerden, daß zum Abschluß gestern noch einmal weit über 1000 Besucher da waren. Um 21 Uhr haben wir auf der Bühne getanzt. Da haben 20jährige – das weiß ich, weil meine Nichte darunter war – neben 60jährigen getanzt. Es war toll, eine super entspannte, nette Atmosphäre. Grundsätzlich hat mich natürlich gefreut, daß die Leute neugierig sind, daß viele zum ersten Mal dagewesen sind, die das Gelände, das Areal bislang noch nicht kannten. Wenn man intensiver Kulturnutzer ist, dann wundert das einen schon. Aber es gibt eben offensichtlich viele Menschen, die gehen da nie hin, die kennen das einfach nicht. Und die waren da und waren durchweg begeistert. Das ist das Entscheidende bei der Sache. Wir machen hier nicht einfach vier Wochen Party, sondern wir verstehen das auch als eine Maßnahme zur Stadtentwicklung: Was heißt das, wenn eine Stadt aus einem ehemaligen Hafen, der vor sich hin rottet, ein Kulturzentrum macht. Ein Museum baut, ein Kino. Wir wollen aus diesem Areal wirklich etwas machen. Und das ist ja nicht damit beendet, daß man einmal Steine bewegt. Zur Hardware muß jetzt die Software kommen. Der Hafensommer ist dafür ein kleiner Beitrag. Wir wollen dieses Areal in die Mitte der Stadt hineinholen. Wir wollen das Areal beleben, und ich glaube, das ist in diesen vier Wochen auch gelungen. Was mich dabei noch besonders gefreut hat, ist, daß wir sehr unterschiedliche Zielgruppen erreicht haben. Es waren natürlich die Kulturaffinen da; es waren Jüngere da, die einfach neugierig waren. Und es waren Ältere dabei. Diese Mischung fand ich persönlich sehr erfreulich. So skurril das anmuten mag, aber es war für mich auch wichtig, diesen Shanty-Chor mit dabeizuhaben. Und die waren mit Feuereifer dabei. Der Maßstab ist hier nicht die Qualität, sondern es geht einfach darum, eine Facette der Kultur einzubinden, auf eine Art, die nicht dämlich ist. Und dadurch, daß unmittelbar danach ein DJ auftrat, hat man spüren können: Mensch, wie ist das, wenn unterschiedliche „Kultur“ zusammenkommt? Beide sind Bestandteile eines größeren Ganzen.

nummer: Die zweite Frage haben Sie ja bereits teilweise beantwortet, nämlich: welche Kriterien bei der Auswahl des Programms angelegt wurden und daran anknüpfend: Was wird sich beim nächsten Hafensommer ändern?

AL GHUSAIN: Also, mir war wichtig, daß wir verschiedene Zielgruppen ansprechen können, ohne daß es billig wäre. Zunächst muß so ein Hafenfest eine populäre Veranstaltung sein. Die Größe der Veranstaltung, der Bühne, der Fläche insgesamt verlangt Publikum. Da kann man nichts machen, was dann vielleicht 100 Leute interessiert. Das schließt aber nicht aus, daß man auch Programmpunkte dabei hat, die ein intellektuelles Publikum ansprechen. Ich denke da an z.B. Erika Stucky mit ihren „Suicidal Yodels“. Also: Populär ja, aber deswegen nicht trivial. Das ist der Anspruch, an dem wir auch künftig festhalten wollen. Und natürlich gibt es da ein paar Dinge, die wir besser machen wollen. Ich könnte mir ein besseres Kinoprogramm vorstellen. Wir haben da die Möglichkeiten nicht ausgeschöpft. Vielleicht könnten wir verstärkt Kinoklassiker bringen. Ich weiß noch nicht.

nummer: Wird auch am äußeren Erscheinungsbild gearbeitet?

AL GHUSAIN: Nun, das war sicherlich alles improvisiert im ersten Jahr. Aber Großveranstaltungen haben nun einmal eine bestimmte Architektur – denken Sie ans Afrika-Festival, da stehen auch Bauzäune, die mit Planen behängt sind. Aber Sie haben recht, man kann das bestimmt etwas einladender gestalten. Wir werden im Bereich der Gastronomie oder auch bei den Sitzgelegenheiten etwas machen müssen. Von mir aus Sofas aufstellen, das wird ja neuerdings auch im öffentlichen Bereich gern gemacht. Da ist sicher noch viel möglich. Allein die Palmen, die wir nach ein paar Tagen auf die Treppen gestellt hatten, sorgten für eine angenehmere Atmosphäre.

nummer: Welchen Stellenwert soll beim Hafensommer eigentlich die Bildende Kunst haben?

AL GHUSAIN: Ich hätte mir natürlich gewünscht, daß z.B. die Öffnungszeiten von Arte Noah und Kulturspeicher besser angepaßt worden wären. Es war zum Teil so, daß zu den Veranstaltungen am Abend die Arte Noah geschlossen war. Die haben von 16 bis 18 Uhr aufgehabt, wo garantiert keiner gekommen ist, und nach 18 Uhr, als die Besucher kamen, war das Kunstschiff nicht mehr geöffnet. Gestern z.B. hatte sich das Programm verzögert, dann habe ich eine kurze Ansage gemacht und auf die Arte Noah hingewiesen. Prompt haben sich zwei Dutzend Leute aufgemacht. So viele besuchen sonst die Arte Noah vielleicht an drei Tagen.
Anderer Punkt: Wir hatten ja gestern auf der Terrasse des Kulturspeichers eine Kaffeetafel aufgebaut. Man mußte durch das Museum und konnte dann das Treiben von oben betrachten. Man bekam ein Bändchen und konnte so ohne Eintritt in das Museum. Ich weiß, daß das Museum den Eintritt braucht, aber wenn wir nächstes Jahr mehr Zeit haben, dann könnte man so etwas schon noch stärker miteinander kombinieren. Auch da gibt es noch Möglichkeiten einer Verzahnung von Kultur- und Kunstevent.

nummer: Wäre es vorstellbar, den Hafensommer wie das Umsonst&Draußen-Festival aufzuziehen?

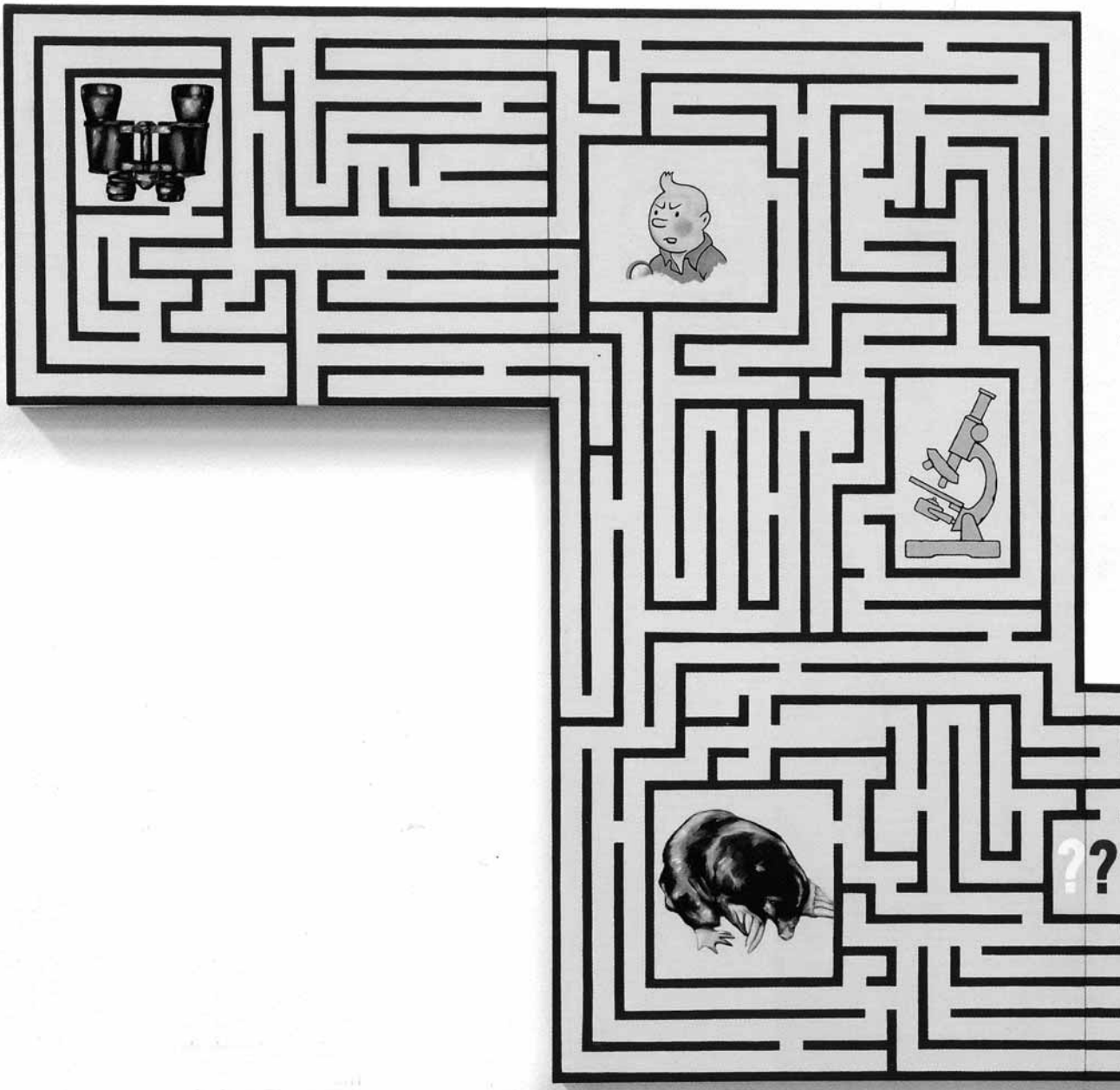
AL GHUSAIN: Sie meinen umsonst; keinen Eintritt verlangen? Also ich bin da ganz pragmatisch. Einerseits brauchen wir natürlich Sponsoren und müssen deren Interessen auch berücksichtigen – deshalb die Autos. Darüber hinaus darf man die ganze Geschichte finanziell nicht unterschätzen. Die Tatsache allein, eine Bühne aufs Wasser zu bringen, die ganze Infrastruktur, die nötig ist, all das kostet Geld. Wir haben jetzt schon einen nicht unerheblichen Beitrag aus dem städtischen Haushalt aufgewendet. Würden wir auf Einnahmen durch Eintrittsgelder verzichten, würden wir den Stadthaushalt noch mal unverhältnismäßig strapazieren. Auch die Künstler kosten Geld. Es ist nicht mein Ansatz zu sagen, wir müssen jetzt hier umsonst sein. Wir wollen Kultur mit Qualität anbieten und die muß dann auch ein paar Euro kosten. Die Preise waren dabei allemal vertretbar.

nummer: Gibt es noch etwas, das Sie in diesem Zusammenhang loswerden wollen?

AL GHUSAIN: Das erste habe ich ja gesagt, daß es nicht nur um ein nettes Fest geht, sondern auch um Stadtentwicklung. Darüberhinaus ist mir wichtig zu betonen, daß man den Hafensommer nicht als Eintagsfliege verstehen sollte. Die ganze Anlage, die Treppe schreit ja regelrecht danach, daß man auf den Stufen sitzt, also daß man das Areal nutzt. Nicht nur einmal. Deswegen muß klar sein: es braucht noch zwei, drei Jahre, bis das Festival auch in den Köpfen angekommen ist. Insofern bitte ich um etwas Geduld (auch mit dem Wetter), um den Hafensommer dann richtig bewerten zu können. Ich hielte es jedenfalls für töricht, aus irgendwelchen Gründen, weil dem einen oder anderen irgend etwas nicht gefallen hat, den Hafensommer komplett in Frage zu stellen.

nummer: Haben Sie denn schon Reaktionen aus dem Stadtrat?

AL GHUSAIN: Nur ausgesprochen positive von allen Seiten. Aber für etwaige Kritiker aus der Kulturszene will ich nicht verhehlen, daß das Ganze natürlich Geld kostet. Und natürlich ist es auch mein Ziel, daß wir den Kulturetat der Stadt für die Kultur insgesamt wieder anheben können. Aber wir können nicht einfach nur fordern, wir müssen auch Ideen entwickeln, um sagen zu können, wofür wir wieder mehr Geld wollen. Der Hafensommer ist in diesem Zusammenhang nur eine Fingerübung. Wir können zeigen, so etwa könnte es sein. Wenn die Leute das verstehen, dann wächst vermutlich auch wieder die Bereitschaft, dafür öffentliche Mittel einzusetzen. ¶



Jens Andres: Auf der Suche nach dem Glück 2, 2005
Öl, Acryl auf Leinwand, 90 x 140 cm
Abb. Katalog, Foto/Montage: Achim Schollenberger

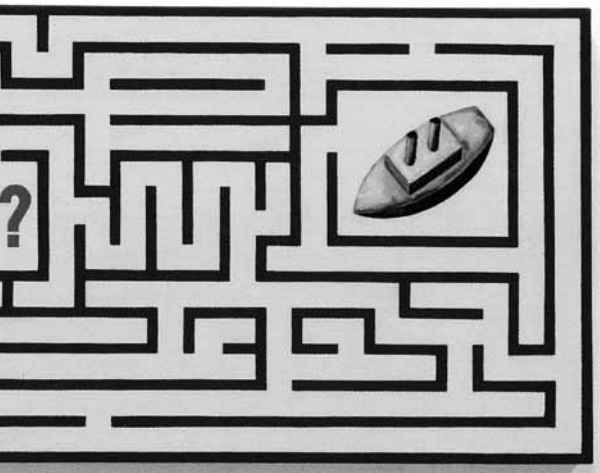
Erfrischend anders

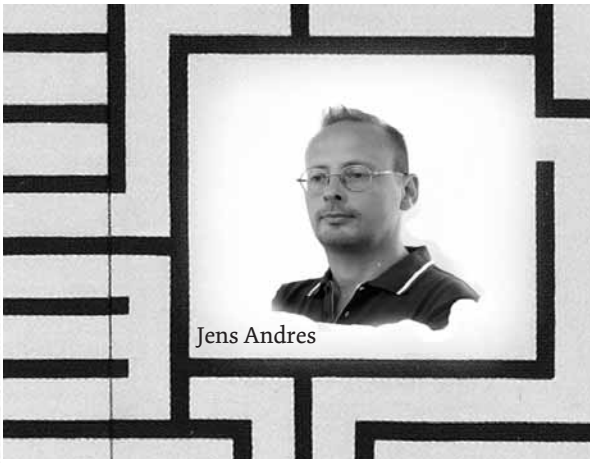
Jens Andres zeigt Neuigkeiten und Abenteuer aus dem Wohnzimmer.

Von Achim Schollenberger

Jens Andres hat die „Wüste Rheinland-Pfalz“ verlassen und sucht nun das Glück auf dem Wasser. Zumindest noch den ganzen September lang. Im Ausstellungsschiff Arte Noah des Würzburger Kunstvereins, mittlerweile dauerhaft vertäut im Hafenbecken hinter dem Kulturspeicher, zeigt der Mainzer Künstler seine Schöpfungen zur „Installativen Malerei“.

Künstler haben es schwer in Rheinland-Pfalz, so der Laudator Dr. Dietmar Schuth, künstlerischer Leiter des Kunstvereins Schwetzingen, in seiner Rede während der Vernissage, und deshalb sei er froh, daß der





Jens Andres

Künstler Jens Andres die Grenzen hinter sich gelassen hat und seine Werke nun in Würzburg präsentieren könne. Wollen wir für den Künstler hoffen, daß seine Ausstellung in unseren Breitengraden auch ein Erfolg werden möge. In der Vergangenheit waren

doch nicht wenige der Kunstinteressierten hier und die meisten der hiesigen Künstler der Meinung, daß gerade Würzburg einer der brachliegendsten Orte in Sachen Kunstverkauf ist. Nun wissen wir aus berufenen Munde also, daß es offenbar in nahegelegenen Gebieten genauso, wenn nicht schlimmer ist. Ob diese Erkenntnis tröstlich ist? Jens Andres, der gebürtige Mainzer, wird wohl hoffen, daß hier die Uhren anders gehen und die Zeichen seiner Kunst erkannt werden. Viel Glück auf der Suche nach dem Glück.

„Think tank" lautet der Untertitel, unter dem der Künstler, Jahrgang 1967, seine eigenwilligen Wandarbeiten zusammengestellt hat. Obwohl es sich dabei um Malerei, zumeist mit Acryl- und Ölfarben auf Leinwand ganz im traditionellen Sinne handelt, sprengen die Werke den gewohnten Rahmen. Bunten Dominosteinen ähnlich, reihen sich die einzelnen Bilderbausteine an der Vertikalen der Wand aneinander, formen vom üblichen Quadrat losgelöste Wandobjekte. Die Summe der Teile zeigt das Ganze, gibt diesem ein zweidimensional skulptural anmutendes Gepräge. Was sich auf der Oberfläche der Leinwände zeigt, wird dabei zur Scharade im optischen Sinn. Es sind Wort- und Silbenrätsel, mal knifflig, mal verspielt, die den Betrachter animieren, davor zu knobeln, hineinzutauchen in den „Denktank" und den darin versteckten Gedanken zu entdecken. Das gelingt manchmal mühelos spielerisch, mal bedarf es schon einiger Anstrengung, um das malerische Alphabet aus Versatzstücken zu entziffern. Andres bedient sich zahlreicher Stilarten und holt sich Anregungen nicht nur aus der Moderne, sondern auch aus der Kunstgeschichte. Manchmal entsteht der Eindruck, man habe das eine oder andere irgendwo schon gesehen.

Mal abstrahiert er die Bestandteile, mal zeichnet er nahezu realistisch, meistens trägt seine Bildsprache die Anzeichen einer comic-haften Umsetzung. Inspiriert von den Schöpfungen des Belgiers Hergé lockt auch dessen gezeichneter Held Tim den Betrachter hinein ins Andres´sche Labyrinth der zweiten Fassung seiner Suche nach dem Glück. Natürlich mopst Anders nicht einfach eine Figur bei einem berühmten Zeichner. Der populäre Comic-Reporter, in den Comics eher ein Abenteurer, erfährt im Zuge der Adaption eine symbolische Transformation und steht wie auch die drei Fragezeichen mit im Bilde für die detektivische Suche. So werden auch die weiteren, auf dem Tableau in den Kammern des Labyrinths platzierten Gegenstände schnell plausibel. Fernglas, Boot und Mikroskop sind Mittel, sich im Irrgarten zurechtzufinden. Sie zielen auf die Ferne und die Nähe, versinnbildlichen dazu Wasser, Luft und Erde. Dazu kann es nützlich sein, etwas von einem Maulwurf in sich tragen, um einen Weg durch den Irrgarten zum Glück zu graben. Leichter hat es der Betrachter vor dem Kunstwerk im Gegensatz zu letztgenanntem Tierchen auf demselben, er ist nicht blind und kann sich durch die Bilderrästel schauen.

In seiner Analyse der Neuigkeiten und Abenteuer aus dem Wohnzimmer, dem Hort des täglich Banalen, scheut sich Jens Andres nicht, einiges von sich selbst, wenn auch verschlüsselt, preiszugeben. Da taucht der Anfangsbuchstabe seines Vornamens auf, wird respektlos angehängt zum Bestandteil der nun erweiterten „künstlerisch personifizierten" chemischen Formel für Koffein, was heißt, der Künstler outet sich als großer Kaffeetrinker. Das dicke „A" im „Rebus" der installativen dreiteiligen Wandarbeit (sie ziert auch die Einladungskarte) läßt darauf schließen, daß es sich bei „Große Erwartungen" wohl auch um ein Selbstportrait handelt. Wie sich Andres selbst und seine Position als Künstler sieht, mag nun der Einzelne selbst erforschen.

Die Ausstellung auf der Arte Noah spielt zwar stark mit einer dekorativen Komponente, ihr fehlt aber der erdrückende Ballast so mancher Pseudoschau, bei denen viel in leere Hüllen, altbekannte Formensprache oder ewig gleicher Sinnsuche hineininterpretiert wird. Hier darf mit Lust und Laune gesucht werden. Jens Andres´ Bildinstallationen machen einfach Spaß. Leider ist Humor in der modernen Kunst, die ja immer den Charakter der Ernsthaftigkeit tragen muß, selten anzutreffen. Warum das so ist, kann eigentlich niemand, auch kein Fachmann, so recht erklären. Jens Andres zeigt, daß es auch anders geht, mit Ernst bei der Sache, mit Humor in der Darstellung, im ganzen frisch und munter. ¶

Kunstschiff Arte Noah:
Jens Andres "Think Tank"
Installative Malerei
Bis zum 30.9.2007
Öffnungszeiten:
Mi-Sa 15-18 Uhr, So 13-17 Uhr.
Katalog: 6€

Gartenlaube, Bernhard Frech. Abb.: Kulturspeicher

Sommer vs. Frische

Höhen und Tiefen des Museumsdepots

Von Berthold Kremmler

Anmutig, frisch und luftig ist das Plakatmotiv, das für den Kulturspeicher wirbt: „Sommerfrische“. Wer die aktuelle Ausstellung gesehen hat, wird bestätigen, daß dieses Bild von Bernhard Frech, „Gartenlaube“, wie kaum ein anderes für ihren Titel steht: Das strahlt Ferienstimmung aus, Intimität, Privatheit, Nonchalance.

Die kühlen, hellen Farben, der lichtüberflutete Tisch, seine Einbettung in elegante Natur – so möchte man sich die Zeit, das Ambiente vorstellen, in denen wir uns vom geschäftigen Alltag zurückzuziehen wünschen. Ein Bild, das beide Komponenten des Titels, Sommer und Frische, vollkommen widerspiegelt.

Darüberhinaus sind die im Faltblatt abgebildeten Bilder so ausgewählt, daß sie diesen Titel locker umspielen, und sie sind auch als Malerei verführerisch. Was da auf den Präsentierteller gelegt ist – hohen Respekt für die Wahl und eine Demonstration, was das Depot alles an Beeindruckendem zu bieten hat.

Aber ist es unbillig, den Titel dann auch für die ganze Ausstellung beim Wort zu nehmen? Ist wortklauberisch, wer durch Titel und Plakat Erwartungen geweckt findet, die hinterher kaum eingelöst werden?
„Sommerfrische“ ist der älteren Generation sicher ein vertrauter Begriff, der, geprägt durch individuelle Erfahrungen, bei der älteren Generation im Gedächtnis geblieben sein dürfte durch zwei Orte, die einst die Atmosphäre der „Sommerfrische“ par excellence heraufbeschworen: Adenauers Cadenabbia in Mittelitalien und die „Sommerresidenz“ Castelgandolfo als Erfrischungsort der Päpste. Das waren für Photographen die Orte, wo man große, alte Herren des politisch-geistigen Lebens einmal entspannt, fast volkstümlich sehen konnte, beim Boccia-Spielen, beim Rosenschneiden oder Spazierengehen in freier Natur, damals noch ohne störend sichtbare Leibwächter, zumindest scheinbar, dem dolce farniente huldigend, in luftig-bewegter äußerer wie innerer Stimmung, in einer Lage, gleichweit entfernt von drückender städtischer Hitze wie dumpfem Kessel-, Großstadt- oder Behördenleben. Angesiedelt in Italien, übrigens lange vor der Toscana-Fraktion, fehlte auch der Mief der Biederkeit, der sich später über unser Bild vom Wolfgangsee wie ein Schleier gelegt hat.

Dame mit rotem Schirm, Ludwig Gleichen-Rußwurm, Abb. Kulturspeicher

„Sommerfrische“ war immer durchweht vom Geist zumindest des gehobenen Bürgertums. Man mußte sie sich leisten können, brauchte eine feiner organisierte Natur, die der Entlastung vom hektischen Treiben der Stadt, von den Verpflichtungen der Gesellschaft unverzichtbar bedürftig war. Zugleich sollten die Reisestrapazen den Erholungseffekt nicht gefährden. Dazu brauchte man früher entsprechendes Personal, Geschwindigkeit sollte nicht wieder in Hetze ausarten, also mußten die Entfernungen überschaubar sein, man mußte in irgendeiner Weise erreichbar bleiben. Fernmündlichkeit war schließlich noch nicht allgegenwärtig.
Wer an Prominente an solchen Orten denkt, dem wird Sils-Maria im Gedächtnis sein, Sehnsuchtsort von Nietzsche wie Adorno, St. Moritz oder Davos – die Gefährdung durch den Zauberberg flackert zart am Horizont. Oder man erinnert sich des Harzes der Berliner Noblen Fontanes. Oder Bad Aussees, wo Hofmannsthal seine zarte Konstitution wieder ins Gleichgewicht zu bringen suchte und doch vom Freitod seines Sohnes im Nebenzimmer überfallen wurde.
Wen jetzt das soziale Gewissen plagt, der denkt als Gegenbilder an die schier aussichtslosen Hinterhöfe der Großstädte, Friedhöfe der Kindergesundheit, und an die Versuche des Dr. Schreber, mit Gärten, die bis heute seinen Namen tragen, etwas für die Volksgesundheit zu tun.
All das hat eine Rolle gespielt in einem Zeitraum von etwa hundert Jahren, von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Danach wollte alle Welt Urlaub, aber nicht mehr als „Sommerfrische“, sondern am Germanengrill in Italien oder an den sonstigen Stränden des zunächst nördlichen, dann des gesamten Mittelmeers. Das Wort „Sommerfrische“ konnte diesen Sachverhalt nicht mehr angemessen umschreiben und ist nach Auskunft der Wörterbücher bereits Mitte der fünfziger Jahre, ‚veraltend’ (Trübner 1955), fast ein halbes Jahrhundert später ‚veraltet’ (Duden 1995).

Veraltet oder nicht, bietet sich der Begriff trotzdem an als eine Art Wünschelrute, mit der sich das Depot des Museums im Kulturspeicher durchspüren läßt, damit sich geheime Schätze, wenig vertraute Bilder zu einem Ganzen konfigurieren lassen. Daß nicht einfach sein würde, für ein solches Konzept ausreichend Exponate zu finden – aus Sparsamkeitsgründen kamen Leihgaben von auswärts nicht in Frage –, noch dazu in einem Museum, das, gründungsbedingt nicht mit einem so üppigen Depot ausgestattet, läßt den Kurator nicht gerade aus dem vollen schöpfen.
Sehen wir, wie die Ausstellung im Kulturspeicher solchen Ansprüchen gerecht wird.
Wer dem Faltblatt eine klare Orientierung entnehmen möchte, sieht sich alleingelassen, denn die

dargelegten Vorstellungen von Sommerfrische vermischen alles, was mit Sommer zu tun hat, Parkanlagen mit Wasser, heiße Felder, darin arbeitende Menschen, Gruppenporträts, Einzelbildnisse, Badeszenen, und was Sommerfrische heißen könnte, geht schlankweg in heutigem Freizeitverhalten auf. Dabei käme es gerade darauf an, die Differenz herauszustellen: Sommerfrische war eben nicht ein Teil der heutigen Tourismus-Industrie, ist ihr nicht subsumierbar, sondern ist das Andere der Geschäfts- und Arbeitswelt weitgehend untergegangener sozialer Gruppierungen – eine Differenz ums Ganze.

Deshalb müßte hinter den ausgestellten Bildern ein Konzept stehen, das die spezifische Welt dieser Sommerfrische zum Ausdruck bringt. Dann verbieten sich Landschaftsdarstellungen, die die Personen ganz ausblenden, die Sommerfrische erleben wollen.

Landschaft als Sujet begleitet die Malerei dezidiert seit der Renaissance – gerade widmet der Madrider Prado dem ersten großen Landschafter der Neuzeit, Joachim Patinir, eine bewunderte Ausstellung –, was am Umbruch der Sattelzeit um 1800 neu ist, läßt sich mit den Beständen des Museums sicher nicht dokumentieren. Aber auch der Park im allgemeinen ist nicht Signum der „Sommerfrische". Das nämlich wären Bilder seligen geselligen Müßiggangs, am Rande bergiger Landschaft, von Badefreuden sei's an der Ostsee oder an der Seine-Mündung oder auf irgendwelchen erholsamen Seenplatten. Wer weiß, daß das Wort „Sommerfrische" vor einem halben Jahrtausend in Südtirol geprägt wurde, unter italienischem Einfluß, mit dem Impuls der Flucht vor stickigen Niederungen, der ahnt die Sehnsucht nach Frische, die dem Wort seine besondere Note gibt.

Mädchen im Freien, Milly Marbe-Fries, Abb.: Kulturspeicher

In welche Welt also wird uns unsere Ausstellung (ver-)führen? Am ehesten sicher in sonnige Gärten, fröhlich gefleckte Landschaften, animierende Badeszenen. Und tatsächlich gibt es schöne Bilder, Ölgemälde wie Aquarelle, Bade- und Strandszenen von Gertraud Rostosky wie Max Liebermann. Nur machen sie den geringeren Teil der Ausstellung aus. Viele der Bilder sind schlicht Landschaften, wie eine Radierung des vertrauten Walchensee-Motivs von Lovis Corinth, oder gar Bilder der arbeitenden Bevölkerung. Man mißverstehe mich nicht: Da sind manch schöne Bilder zu sehen, und glänzen dem Betrachter auch nicht die Wunderwerke ganz großer Malerei entgegen, oder nur selten, so sind doch unter diesen Gemälden Beispiele eleganter, duftiger Malkunst, wie etwa die Strandszene Josef Oppenheimers von 1953.

Daß sie für ein nicht genau durchdachtes begriffliches Konzept herhalten sollen, behindert eher unsere Wahrnehmung. Umso mehr, als dem Betrachter einfach zu wenig Hilfe zuteil wird, was er mit den einzelnen Bildern und Malern anfangen soll. Gerade bei Malern unterhalb der Qualität der Großen – welche von ihnen sind dem nicht vorinformierten Publikum denn tatsächlich geläufig? Gleichen-Rußwurm etwa? Nicht einmal die Verwandtschaft mit Schiller hat ihn vor dem Vergessen bewahrt. Und wer hat je von den Maler-Zwillingen Josef und August Futterer gehört!? Genauso geht es mit vielen anderen. – Da braucht der Betrachter doch Unterstützung, damit die Bilder nicht nur vorübergleiten, bedarf weiterer Hinweise, bei wem Näheres aufzuspüren sich lohnt – denn man sieht bekanntlich nur, was man weiß, oder fast. Um noch ein Manko anzudeuten: Schnell merkt man, daß die Bilder nur in einer vagen zeitlichen Reihenfolge aufgehängt sind. Wenn auch die Bildmotive keine schlüssige Zusammengehörigkeit ausstrahlen, wie ist es dann mit dem topographischen Zusammenhalt? Oder mit dem der Herkunft der Maler? Zu vieles scheint hier der Zufälligkeit überlassen – und dafür können die summarischen Wandtafeln wahrhaftig nicht entschädigen.

Immerhin demonstriert die Ausstellung, daß das Depot eine Fundgrube ist. Sie macht neugierig, was sich mit ihr noch alles anstellen läßt: Schätze heben wie das Bild von Josef Versl, aber auch Einsichten vermitteln in das Qualitätsgefühl und -gefälle vergangener jahrzehntelanger Sammelleidenschaft. ¶

Sommerfrische. Garten und Parks. Küsten und Strände
Aquarelle, Gemälde, Zeichnungen und Graphiken der städtischen Sammlung. Museum im Kulturspeicher
Würzburg, 28. Juli – 7. Oktober 2007
Dienstag 13-18 Uhr
Mittwoch, Freitag, Samstag, Sonntag 11-18 Uhr
Donnerstag 11-19 Uhr
Tel. 0931-3 22 25 - 0, www.kulturspeicher.de

Liebe und Intrige

Das Theaterensemble mit Eugène Scribes Stück „Das Glas Wasser“ beim Sommertheater im Efeuhof des Würzburger Rathauses.

Text und Fotos von Wolf-Dietrich Weissbach

Die schlechte Nachricht zuerst: Was als Gesang derzeit im Würzburger Efeuhof ausgegeben wird, wirkt unmittelbar auf alle verfügbaren Schmerzrezeptoren. Selbst als Partikel einer Komödie und ohne daß mir einfiele, wie man das Gesinge unauffällig aus dem Stück schneiden könnte, ist eine derartige Belästigung unzumutbar – akustisch, keineswegs optisch, was ich an passender Stelle noch betonen werde.

Das ist aber das einzige, was man zum Sommertheater des Theaterensembles an Negativem anmerken muß. Ansonsten kann die Aufführung der witzigen Intrigenkomödie von Eugène Scribe „Das Glas Wasser“ als ausgesprochen gelungen angesehen werden. Klug, „historisch informiert“ von Joachim Beck inszeniert, perfekt besetzt, gut gespielt und richtig unterhaltsam.

Klug inszeniert, weil Joachim Beck nicht einmal den leisesten Verdacht aufkommen läßt, er wolle irgendwelche Bezüge zu aktuellem Zeitgeschehen herstellen; weshalb wohl auf die Kostümierung (vom Mannheimer Stadttheater für teueres Geld ausgeliehen) wie das vermutlich halbwegs stilechte Bühnenbild großer Wert gelegt wurde. Es geht ganz offensichtlich allein um die Freude, die Lust am Theaterspielen, ohne verkrampftes Bemühen, Wichtiges auf die Bühne zu bringen. Freilich gerade deshalb kommen die unzweifelhaften Stärken des Werkes zum Tragen, das als einziges aus dem umfangreichen Oeuvre (über 300 Theaterstücke) des französischen Autors, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Pariser Theatergeschehen dominierte, heute noch gespielt wird. Und „so ganz ohne“ ist die behandelte Thematik keineswegs. Auch wenn man Scribe (1791 – 1861) – er gilt als Erfinder der „pièce bien faite“, des „gut gemachten Stücks“ – nachsagt, es sei ihm nie um Inhalt oder glaubwürdige Charaktere gegangen, sondern stets nur um die dramaturgische Pointe, den Effekt. Er wollte nach eigenem Bekunden nur „fesselnd unterhalten“.

„Das Glas Wasser“ spielt zur Zeit der letzten britischen Königin aus dem Hause der Stuarts Anfang des 18. Jahrhunderts. In Europa toben die Erbfolgekriege, wobei sich der Krieg in Frankreich offensichtlich für die englische Staatskasse gerade als besonders ruinös erweist – neben dem Aspekt, daß viele, zu viele britische Soldaten dabei ihr Leben lassen. Der Hof von Königin Anne Stuart wird von dem wohl historisch verbürgten Gegensatz gelähmt zwischen Henry Saint John, Viscount von Bolingbroke, einem Tory, Schriftsteller und Lebemann, der den Krieg so schnell wie möglich beenden will, und Sarah Churchill, Herzogin von Marlborough, die als erste Hofdame, stellvertretend für ihren auf dem Schlachtfeld nach Ruhm trachtenden Gatten, die Interessen der Whigs an einer Weiterführung des Krieges wahrt. In einem amüsanten und geistreichen Intrigenspiel – indem übrigens das „Glas Wasser“ lediglich ein verabredetes Zeichen und keineswegs ein interpretationsbedürf-tiges Symbol ist - versuchen Viscount und Herzogin nach allen Regeln der Kunst, die schwankende Königin jeweils auf ihre Seite zu ziehen. Anne Stuart ist teils einfach überfordert, teils wird sie vom politischen System des damaligen England an der Führung gehindert. Nun wäre es vielleicht nie zum Obsiegen von Henry Saint John, Viscount von Bolingbroke, und damit zum Frieden von Utrecht (1713) gekommen - glaubt man jedenfalls Scribe -, wäre nicht die Liebe zwischen Abigail und Masham in die politischen Verstrickungen geraten. Abigail, eine kleine Verkäuferin, die dank ihrer entfernten Verwandtschaft mit der Herzogin eine Anstellung am Hofe der Königin erhält und bald deren Vertraute wird; Masham, ein Gardeoffizier, auf den aber die Herzogin wie die Königin ein Auge geworfen haben.

Natürlich sind es nur die ganz menschlichen Schwächen, die Verschwendungssucht des Viscount, die zarten Gefühle der Herzogin wie der Königin, die die Intrigen überhaupt erst möglich machen. Und es macht andererseits den besonderen Reiz dieser

Abigail (l) merkt, daß auch Königin Anne Masham liebt.

Komödie aus, daß sich praktisch wie von selbst in diesem bösen, verlogenen, ja skandalösen Spiel um Macht und Einfluß am Hofe, doch das kleine, private Glück herstellt. (Wer „Das Glas Wasser“ nicht kennt, der ist wirklich gespannt, wie sich das sicher erwartete Happyend für Abigail und Masham überhaupt noch wird machen lassen.)

Mit dieser Thematik aber ist Eugène Scribe vermutlich am Puls zumindest seiner Zeit. Denn man wird davon ausgehen können, daß damals solche Fragen, nach Moral und Glück, die Frage nach ihrem Verhältnis zur Politik durchaus diskutiert wurden, waren doch so herausragende Werke wie Adam Smith's „Theorie der ethischen Gefühle“ oder Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ (um die bedeutendsten zu nennen) noch halbwegs frisch. Scribe führte vor Augen, wie moralische Haltungen das Glück des Einzelnen befördern könnten. Wie gesagt: „Haltungen“, nicht: „Handlungen“. Denn Scribe entscheidet sich klar für eine Tugendmoral, wie sie im Prinzip bereits von Aristoteles gelehrt wurde, gegenüber einer prinzipiengeleiteten Regelmoral, wie sie Kant empfahl. Was freilich keinen grundsätzlichen Gegensatz zwischen Tugend- und Regelmoral behauptet, sondern nur darauf hinweist, daß eine Tugendmoral komplexer, weitreichender ist, unserem alltäglichen moralischen Empfinden eher gerecht wird. Was dann eben bedeuten kann, daß aus der Sicht einer Tugendmoral Regelverletzungen u.U. moralisch gebilligt werden können. Und die Helden in Scribes Komödie verstoßen praktisch alle gegen die verschiedensten moralischen Regeln, dennoch wird man Abigail, Masham, Königin Anne und selbst Henry Saint John irgendwie als Menschen guten Charakters ansehen können, denen schließlich auch das Glück hold ist. Masham, von Robert Schwaneck bravourös als stets im Raum hängendes, nasses Handtuch dargestellt, der pflichtbewußt, kreuzbrav und beinahe schon verboten naiv, allen Befehlen gehorcht (sogar denen von Abigail), lädt Schuld auf sich, indem er aus gekränkter Ehre den reichen Verwandten von Henry Saint John tötet, wenn auch im Duell (und natürlich sehr zur Freude seines Erben). Abigail, zum Verlieben schön von Laura Bettinger gespielt, bei der Mann ernsthaft ins Grübeln gerät, ob Darwins „survival of the fittest“ nicht doch ein Irrtum ist, wenn

Bolingbroke und Herzogin Marlborough

Abigail in Mashams Armen

Herzogin Marlborough richtet Masham ab.

bevorzugt die geistig etwas Trägen einen Selektionsvorteil erhalten; Abigail, wie gesagt, „reinen Herzens“, versteht es trotzdem meisterlich, in den Intrigen mitzumischen, um ihre Liebe zu retten. Ohne Frage von verdorbenem Charakter ist hingegen Herzogin Marlborough, die in Brigitte Weber wunderbar als ausgewachsener Gremlin auftreten darf. (Sie war übrigens, wenn auch nur optisch, dank der Mimik mit ihrer Gesangseinlage am überzeugendsten.) Schlecht im moralischen Sinne ist die Herzogin allein schon, weil sie die Sache ihres Feldherrn wohl vor allem deshalb verficht, um ihn sich vom Halse zu halten. Sie schreckt vor nichts zurück, wenn es gilt, ihren Einfluß am Hofe zu sichern.

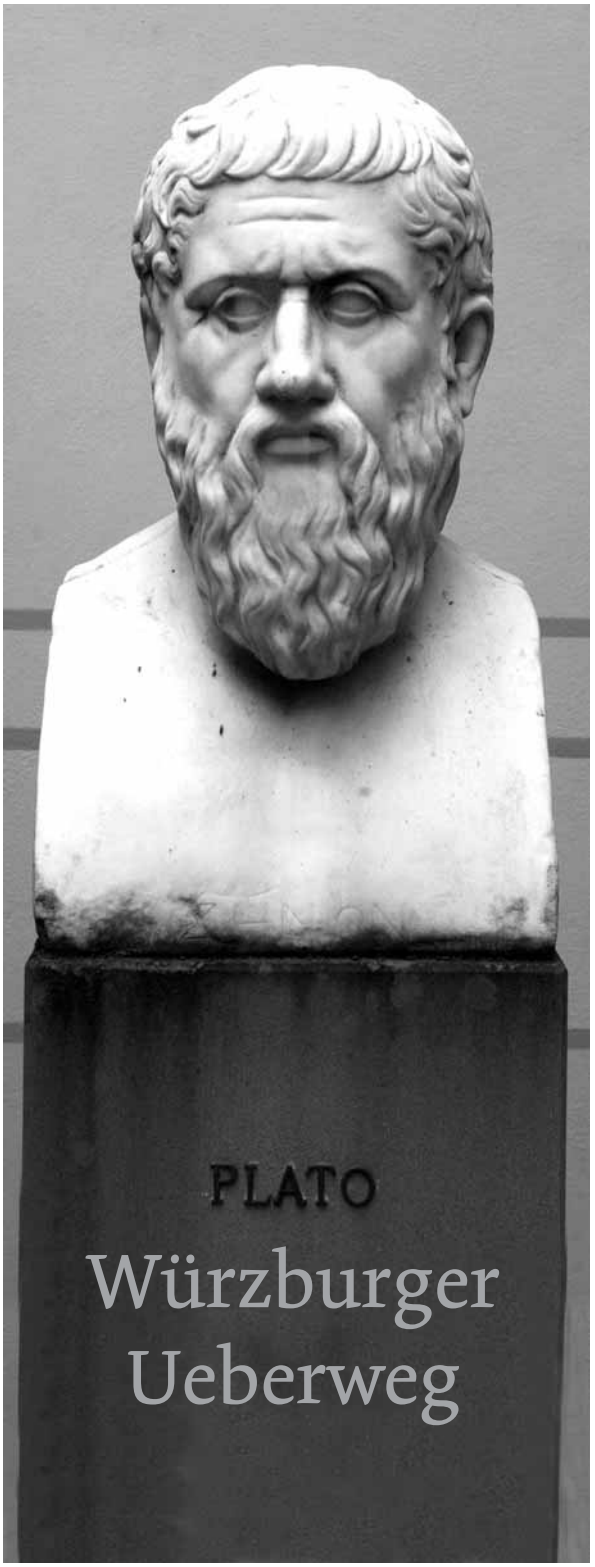
Bei Königin Anne fällt es etwas schwer, eine moralische Position auszumachen, was aber wohl an der Rolle, keineswegs an Katharina Kolani liegen sollte. Sie spielt ausgesprochen charmant. Sobald der Herzbube Masham auftaucht oder auch nur genannt wird, gelingen ihr herzerweichendes Lächeln, leuchtende Augen, eine spürbare Erregung. Und – wohldosiert – ähnlich, wenn der französische Gesandte (Uwe Bergfelder) die Szene betritt. Was das Ende des Fünfakters auf jeden Fall für empfindsame Seelen erträglich macht. Denn obwohl sie Masham aufgeben muß, darf der Zuschauer sicher sein, daß sie als Königin nicht rundum unglücklich sterben wird. Der „Lohn“ ihrer moralischen Haltung ist, daß es zu keinem, ihre Regentschaft erschütternden Skandal kommt.

Richtig gut ist Joachim Beck als Henry Saint John, Viscount von Bolingbroke, dem man in jedem Augenblick den gewitzten, mit allen Wassern gewaschenen Politiker, aber eben auch Gentleman abnimmt. Bolingbroke hält seine Versprechen, ob gegenüber Masham und Abigail, ob gegenüber der Herzogin, selbst dann, wenn es ihm sichtlich schwer fällt und er damit seine politischen Ziele in Gefahr bringt. Er ist in der Lage, blitzschnell schon verloren geglaubte Händel zu seinen Gunsten zu wenden – was der Rolle schauspielerisch einiges abverlangt - und findet für jeden am Hof den richtigen Ton, selbst für Lady Winter, ein einfältiges Hofhuhn, das ständig unmotiviert und schrill kichert (von Daniela Vassileva sehr schön ... tja, man denkt beinahe: Die ist so, das kann man nicht spielen!). Als windigen Ehrenmann aber gelingt es ihm schließlich, die Herzogin von Marlborough auszubooten.

Es sind die moralischen Charaktere, nicht die einzelnen, zumeist moralisch mindestens fragwürdigen Handlungen, die das Geschehen letztendlich bestimmen und entscheiden, was schließlich Bolingbroke wie auch Abigail und Masham einen glücklichen Ausgang beschert. Unter diesem Gesichtspunkt ist es eben auch kaum vorstellbar, das Stück von Eugène Scribe etwa in die Gegenwart zu versetzen, ohne daß dies peinlich würde. Immerhin herrscht heute die Meinung vor, daß Moral und Glück in überhaupt keinem nachweisbaren Zusammenhang stehen. Andererseits, daß die vermeintliche Klamotte selbst in getreuer Inszenierung nicht jeglicher Brisanz entbehrt, mag daran liegen, daß es durchaus in der philosophischen Diskussion eine gewisse Renaissance einer Tugendmoral gibt. Wie auch immer: Die Inszenierung des von Norbert Bertheau geleiteten Theaterensembles lohnt einen Besuch. Auch wenn man nicht gewillt ist, über Moral und Glück nachzudenken, oder darüber, von welchen aberwitzigen Vorkommnissen womöglich die Geschicke eines Landes abhängen, man wird auf jeden Fall gut unterhalten. Nur der Gesang ... ja, das sagte ich schon. ¶

Herzogin, Königin Anne und Lady Winter.

Das Stück wird noch bis zum 13. September täglich außer montags im Efeuhof gegeben.



Würzburger Ueberweg

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Weitgehend unbemerkt von einer breiten Öffentlichkeit oder nicht als genügend bemerkenswert registriert, ist in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland ein Bemühen entstanden, sich des fachlichen Wissens in vielen Forschungsgebieten zu vergewissern, ja neue Grundlagen zu schaffen. Das erste weithin sichtbare und auch bei einem größeren Publikum erfolgreiche Lexikon war noch eine Adaption aus dem Italienischen, das unter dem Namen des Verlegers in Deutschland heutzutage nur „der Kindler“ heißt, ein auf Internationalität zielendes Literaturlexikon, in dem zum ersten Mal in großem Stil die bedeutende Literatur aller Länder und Zeiten behandelt war, deren Werke man habhaft werden konnte.

Gleichzeitig wurden Werke konzipiert, die, je anspruchsvoller sie gedacht waren, desto länger zur Verwirklichung brauchten. Das ambitionierteste war sicher das „Historische Wörterbuch der Philosophie“, dessen 13. und letzter Band gerade erschienen ist, 40 Jahre nach dem Erscheinen des ersten. Mit einem philosophischen Wörterbuch allein hat die Sache aber nicht ihr Bewenden – eine umfassende Philosophiegeschichte wurde, unabhängig davon, in Arbeit genommen, ebenfalls nicht einfach eine Neukonzeption, sondern zunächst nur die Überarbeitung eines mehrbändigen Werks, das auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückging und in den 20er Jahren zum letzten Mal überarbeitet worden ist. Es ist auch heute noch jedem Philosophie-Adepten unter dem Namen „der Ueberweg“ ein Begriff. Nach langem Vorlauf erschien 1983 der erste Band, der sich mit antiker Philosophie befaßt und bereits in 2. Auflage vorliegt, aber nur einen von vieren darstellt, die sich mit dieser Epoche beschäftigen. Inzwischen sind eine ganze Reihe Bände dieser Philosophiegeschichte erschienen, die vom weiten Horizont nicht nur des europäischen Denkens Rechenschaft ablegen.

Es ist ein doppeltes Ereignis, daß jetzt der Band über Platon vorgestellt wurde, zum einen, weil sein Gewicht schon dadurch hervorgehoben wurde, daß Platon als einzigem ein eigener Band gewidmet ist, ein Band mit stolzen 800 Seiten, und zum andern, daß ihn der Würzburger Gräzist Michael Erler verfaßt hat. Als der Schwabe-Verlag Basel das Buch im Juni vorstellte, konnte er dem Verfasser nur ein für diesen Zweck handgebundenes Exemplar vorlegen; inzwischen ist die Auslieferung erfolgt, nicht ohne Verzögerung, da zwar das Denken mühelos Raum und Zeit

überwindet, der Handel zwischen der Schweiz und Deutschland aber nicht: Da gibt es im Zoll manch Warteschleife.
Gleichwohl rühmt Professor Erler die Zusammenarbeit mit gerade diesem Schweizer Verlag aufs höchste. Denn bei einem anspruchsvollen traditionsreichen Wissenschaftsverlag genießt ein Verfasser wie er Vorzüge, die in anderen Verlagen immer mehr Mangelware geworden sind: die jahrzehntelange Erfahrung im Umgang mit Wissenschaftlern, die sorgfältige Betreuung durch äußerst kompetente Lektoren, die Sicherheit einer Schweizer Institution, die garantiert, daß dem Projekt nicht der Atem und die finanzielle Basis entzogen zu werden droht. So ist es sicher, daß nach den bereits erschienenen Bänden über die hellenistische Philosophie und Aristoteles auch der über die Vorsokratiker abgeschlossen und so die antike Philosophie in absehbarer Zeit geschlossen vorliegen wird.
Nun mag man sich wundern, daß ein Gräzist und nicht ein ‚Philosoph vom Fach' über einen so wirkmächtigen Philosophen wie Platon in einer Geschichte der Philosophie schreibt. Aber zum einen ist das zunächst die Entscheidung der Herausgeber, Philologen und nicht Philosophen die Antike darstellen zu lassen, zum andern hat das ja auch unbestreitbar eine lange und große Tradition: Alle großen deutschen Gräzisten der letzten hundert Jahre haben sich nicht nur durch die Philosophen fasziniert gezeigt, es war wohl ein bißchen so, daß sie sich durch den „Zauber des Anfangs", wie das Hermann Hesse einmal genannt hat, haben in ihren Bann schlagen lassen, der Anfang, in dem Kunst und Philosophie und Leben noch eins sind. Karl Reinhardt, Wolfgang Schadewaldt, Bruno Snell haben diese Einheit betont, und auch Michael Erler zeigt sich gerade durch dieses Doppelte bei Platon so fasziniert, daß hier einer als Philosoph wirkt und doch im Zentrum auch Künstler ist.
Es sei eine Fehlentwicklung des 19. Jahrhunderts gewesen, daß die Klassische Philologie von der Philosophie getrennt worden und es zu einer Spezialisierung gekommen sei. Für die Antike sei die literarische Form Teil der philosophischen Botschaft gewesen, und es sei dem Inhalt gerade nicht äußerlich, wenn Seneca Briefe geschrieben und Epikur Gnomien (Sinnsprüche) geschrieben habe. Die künstlerische Seite Platons habe bis heute nichts von ihrer Faszination verloren und sei mit ein Grund, warum er, Michael Erler, sich lieber mit ihm als mit Aristoteles beschäftige. Sprachlich-stilistische Eigenheiten haben im letzten Jahrhundert ermöglicht, Werkgruppen im Entstehungsprozeß zu unterscheiden, frühe von späten Schriften zu trennen – man müsse die Schriften lesen und interpretieren, wie man das als Philologe gelernt hat, ohne die Sicherheit einer eindeutigen Auflösung.
Zu dieser Offenheit der Interpretation kommt aber noch etwas weiteres hinzu. Jedermann weiß, daß Platon nicht Traktate, Abhandlungen, systematische Werke verfaßt hat, sondern Dialoge, in denen Sokrates mit Mitbürgern, berühmten wie weniger berühmten, über Fragen wie Wissen, Tugend, Religion und vieles andere gesprochen hat, immer vor dem Hintergrund, daß das Orakel ihn als den weisesten aller Menschen bezeichnet hat, von ihm aber das tiefsinnige „ich weiß, daß ich nichts weiß" stammt. Was wunder, daß manche Dialoge damit enden, daß der Gesprächspartner sein Unwissen erkennen muß, ohne daß Sokrates eine Lösung hätte anbieten können. Aber nicht nur, daß Platon diese Gegenpositionen kunstvoll aufgebaut hat, er hat zugleich noch

Aus einem Gespräch mit Michael Erler anläßlich seines gewichtigen neuen Platon-Bandes

Von Berthold Kremmler

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

jeder Person ihre Besonderheit gegeben, die ihr Gewicht, ihre Dignität, herausstellt und sie selbst mit einem eigenen Profil ausstattet. Man muß dieses komplizierte Geflecht durchschauen lernen, fast so wie bei einem Schachspiel, wo jede Figur ihre Position und ihren Wert mit jedem Zug neu definieren kann.

Wie kann der arme Nicht-Gräzist sich da zurechtfinden? Er ist doch auf eine Übersetzung angewiesen! Michael Erler empfiehlt, nach alter Väter Sitte, die Übersetzung von Friedrich Schleiermacher. Der Gräzist findet, daß diese Übersetzung die genaueste und verläßlichste und auch inspirierteste sei, wohl vergleichbar mit der Shakespeare-Übersetzung der Schlegels, die ja aus derselben Zeit nach 1800 stammt. Neuere Übersetzungen seien zwar vielleicht süffiger, aber eben dadurch auch verkürzend, verengend, wenn nicht entstellend. Schleiermacher komme dem Ziel der Werktreue näher, da er mit seiner Übersetzung nicht moderne Fragen in den alten Text hineintrage. Er stimuliere den Leser dazu, den platonischen Denkprozeß nachzuvollziehen. Gleichzeitig evozieren die Dialoge eine Mündlichkeit, die den Leser in das Mit- und Nachdenken suggestiv hineinzieht. Platon sei geradezu modern darin, daß er sein eigenes Verfahren und Denken in späteren Dialogen reflektiere und kommentiere. Und der Leser komme nicht umhin, sich zu fragen, was Platon wann einen Dialogpartner sagen lasse.

Was aber leistet das neue Platon-Buch? Es ist gewiß kein Buch für den Nachttisch. Ein Handbuch hat nun einmal gewisse Funktionen zu erfüllen. Da ist zum einen eine minutiöse Werkbeschreibung der platonischen Dialoge. Da ist zum andern eine sehr konzentrierte und systematische Zusammenfassung der Forschungslage. Wer einmal die riesige Bibliographie mit ihren 6559 Nummer ansieht, den überfällt gewiß ein Schauder. Und wer den Text liest, in den diese ganze Wissenschaft integriert ist, wird sowieso nicht in Versuchung kommen, das für Gute-Nacht-Lektüre zu halten: auf Schritt und Tritt wird belegt, gegenübergestellt, geklärt. Es steckt darin eine ungeheuere Gelehrsamkeit, die man nur in wohldosierten Mengen zu sich nehmen kann.

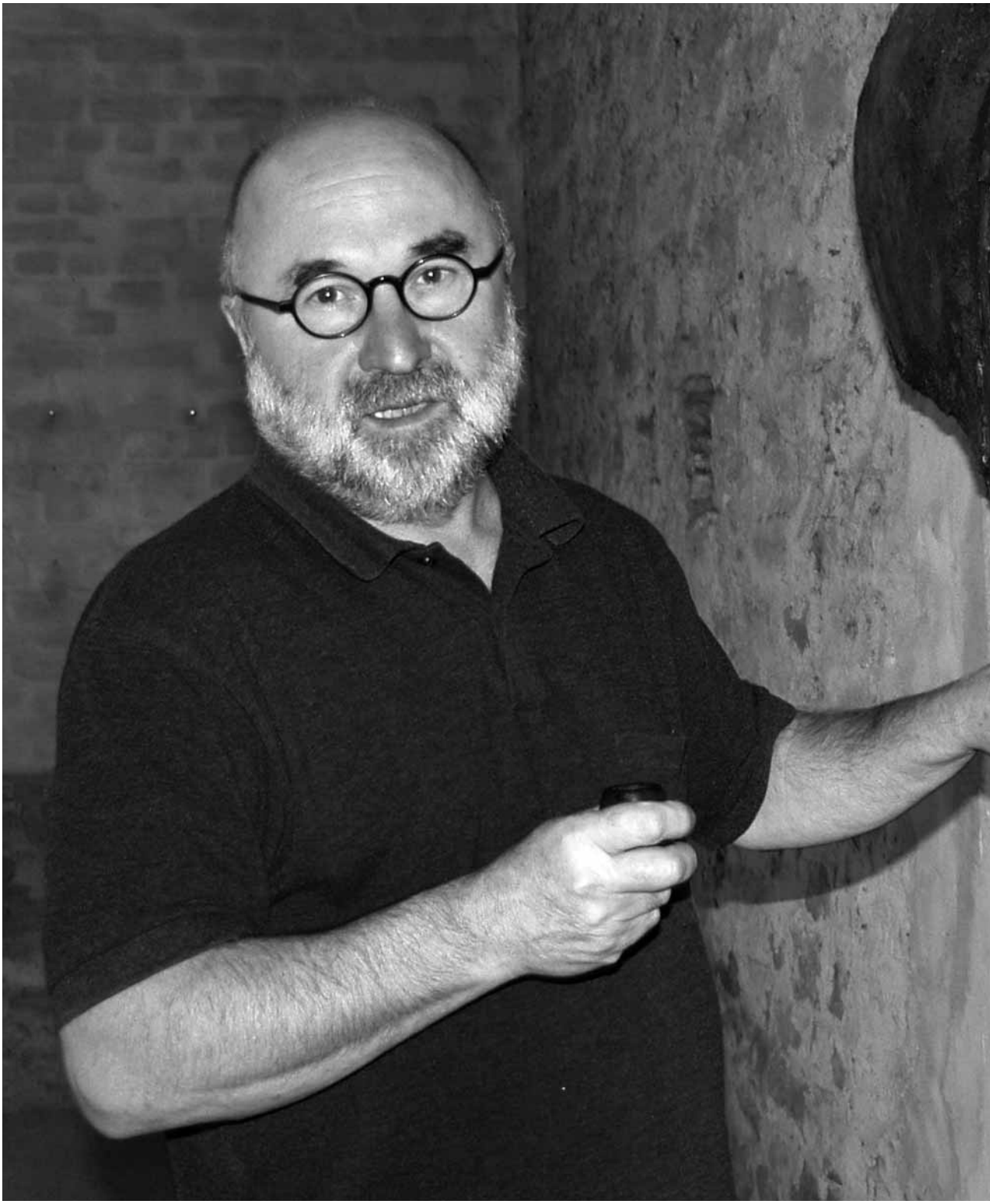
Aber dann hat man das Gefühl, einen ganzen Kosmos in der Hand zu halten. Und der residiert in einem Gelehrtenzimmer im 4. Stock der Würzburger Residenz. Dann kommt doch ein bißchen melancholischer Stolz auf: Werke wie solche Handbücher sind nur im altmodischen Wissenschaftsbetrieb möglich, wo es nicht auf die Zahl der publizierten Titel ankommt, die ein Lehrstuhl oder ein Lehrstuhlinhaber hinausschleudert, damit man im Ranking ordentlich berücksichtigt wird und leichter an die berüchtigten Drittmittel kommt – solche Handbücher erfordern Entsagung und Konzentration – und machen dann aber auch den internationalen Ruf einer Wissenschaft und eines Lehrstuhls oder eines ganzen Fachbereichs aus.

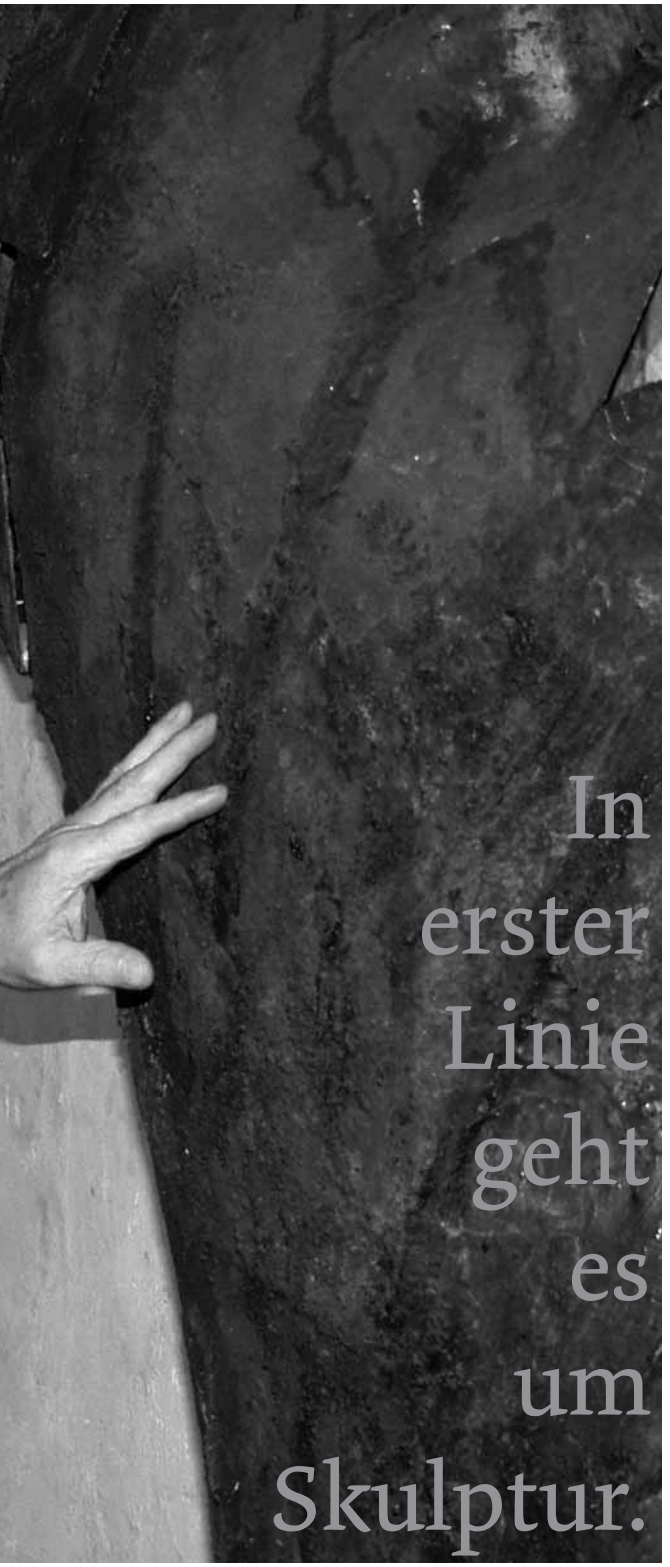
Aber welche Rolle spielen solche Leistungen im universitätsinternen Gerangle? Welches Renommee hatte der große Kurt Ruh mit seiner mehrbändigen vielgerühmten „Geschichte der Mystik“? Leider ist es wohl so, daß es leichter ist, der internationalen Forschungsgemeinschaft einen unschätzbaren Dienst zu erweisen, als den „Lebenswissenschaften“ gegenüber die langanhaltende Wirkung und Bedeutung einer derartigen wissenschaftlichen Leistung mit Nachdruck anzuempfehlen. ¶

Michael Erler beginnt sein Studium 1972/73 in Köln mit Mathematik, Physik und Philosophie, wechselt dann zu Griechisch, Latein und Philosophie und schließt es mit der Promotion 1977/78 ab. Habilitation in Konstanz 1984/85. Ab 1985 Heisenbergstipendiat. Nach Lehrstuhlvertretungen u.a. in München und Erlangen wird er Ordinarius für Klassische Philologie (Gräzistik) in Würzburg.

Grundriß der Geschichte der Philosophie.
Begründet von Friedrich Ueberweg. Völlig neu bearbeitete Ausgabe herausgegeben von Helmut Holzhey

Die Philosophie der Antike
Band 2/2: Platon (2007)
Herausgegeben von Michael Erler
Schwabe Verlag Basel





Atelierbesuch bei Norbert Kleinlein

Text und Fotos von Angelika Summa

Wahrscheinlich würde sich Nobert Kleinlein heftig gegen die Bezeichnung „Idylle“ wehren. Steht man jedoch in dem gepflegten Innenhof seines efeubewachsenen kleinen Gehöfts, kann man sich dieses Gedankens kaum noch erwehren: Es ist idyllisch hier. Diese Abgeschiedenheit – wenn das Tor dann verschlossen wurde –, die umstehenden Gebäude wie das steinerne Wohnhaus, das helle Atelier und die riesige Scheune, das alles ist solide gemacht und wirkt maßvoll, harmonisch und ruhig und strahlt Geborgenheit aus. Wie ein Paradies, eine kleine Oase zum Zurückziehen eben, wenn einem die hektische Welt da draußen – Schweinfurt Ortsteil Oberndorf mit der vielbefahrenen Hauptstraße - zuviel geworden ist.
Seit November 1996 wohnen Heike und Norbert Kleinlein hier in Haus Nummer 13, im sogenannten „Künstlerhof Oberndorf“. Zuvor haben sie beinahe zwei Jahre lang umgebaut, abgerissen, neu gebaut, renoviert, und – neben den Leistungen der Stadt Schweinfurt – viel Eigenleistung, Herzblut und Privatvermögen investiert, bis alles so gerichtet war, wie es sein sollte. All diese Arbeiten waren notwendig geworden, nachdem sich die Kleinleins entschlossen hatten, mit ihren zwei Söhnen von Kirchschönbach bei Prichsenstadt nach Oberndorf umzuziehen. Es war kein spontaner Entschluß, das Angebot der Stadt Schweinfurt anzunehmen, diese ehemalige Wohn- und Arbeitsstätte des verstorbenen Schweinfurter Künstlers Gustl G. Kirchner (1920 – 1984), die Stiftung geworden ist, zu bewohnen und nebenbei das Gustl-Kirchner-Archiv für die Öffentlichkeit zugänglich zu halten. Es war eher reifliche Überlegung angesichts des abgewirtschafteten Hauses samt seiner übertrieben sparsamen Innenausstattung und der zu erwartenden Baumaßnahmen. Nachdem aber Heike Kleinlein eines Tages erneut im sonnenbeschienenen Innenhof des Ensembles stand, dachte sie: Doch. Es könnte schön werden! Und so wagten sie es.
Schön ist es bestimmt geworden, und ausreichend Platz ist, nachdem die beiden Söhne ausgezogen sind, sicher vorhanden für die Arbeit des Künstler-

paares, er Bildhauer, sie Keramikerin. „Wir residieren hier“, gibt Norbert Kleinlein zu, aber es wird nicht ganz klar, ob er das ironisch oder zustimmend meint. Denn allzu leicht wird von Außenstehenden nur dieses Idyll mit seiner günstigen Miete gesehen, aber vergessen, wieviel Zeit, Energie und Geld beide in den Bau eingebracht haben, weshalb sie ihre Leistungen jetzt gegenüber der Stadt „abwohnen“ können.

Für Norbert Kleinlein war der Haus-Umbau eine Zäsur in seiner künstlerischen Arbeit, was nur allzu verständlich ist. Wer ein Haus baut/renoviert, hat den Kopf nicht frei für anderes. Als er dann den Faden wieder aufnehmen konnte, habe sich, so Kleinlein, sein Werk radikal geändert, weg von der Figur auf Architekturmodelle und „Fenster-Bilder“ konzentriert. Das hängt damit zusammen, daß der Künstler sich selbst und seine Beziehung zur Umwelt wahrnimmt und reflektiert.

Die Bauarbeiten lagen hinter ihm, in die neue Atelier-Umgebung mußte er sich erst einleben. Die Ergebnisse seines Nachdenkens sind bei Kleinlein grundsätzlich skulpturaler Natur. Kleinlein macht keine Unterschiede zwischen den einzelnen Kunstsparten wie Malerei, Zeichnung, Skulptur, in seinem Werk gehört alles zusammen. Außer Videos macht er vieles bzw. alles, auch Fotos, die aber nicht eigenständig sind, sondern als Vorlage für ein Bild gedacht sind oder Auslöser sein können für eine Skulptur. „Ich sehe mich als Bildhauer“, sagt er, „weil auch meine Zeichnungen und Bilder räumlich sind.“ Und: „In erster Linie geht es mir um Skulptur.“

Norbert Kleinlein wurde 1945 in Burgellern geboren. Er erzählt, daß er das Gymnasium „geschmissen“, stattdessen eine Steinbildhauerlehre begonnen habe. Seit 1970 ist Norbert Kleinlein freischaffender Künstler und ein erfolgreicher dazu. Er habe sich früh der Konkurrenz, auch der internationalen, gestellt; die wichtigsten Stipendien (Paris, Worpswede, Rom, Omaha) hat er erhalten, ist viel gereist, hat viel gesehen und erlebt und künstlerisch verarbeitet. Er hat sich seine Meinung gebildet, sie auch immer offen, wenn es sein muß „stur“ vertreten. Wieder zurück aus der Ferne wäre sein Wunsch an die hiesige Provinz, daß sie „dem Stand des Künstlers mehr Würde entgegenbringt“. Beispiele zu dieser Feststellung könnte er viele nennen

Zur Zeit ist Norbert Kleinlein dabei, zwei Ausstellungen vorzubereiten, eine in Eichstätt (zusammen mit seiner Frau, einer Keramikerin) und Eschenau (Einzelausstellung). Deshalb ist der Zimmerboden mit Zeichenblättern bedeckt. In Eschenau will er seinen Fensterzyklus zeigen, ein Thema, das ihn schon seit Jahren beschäftigt. Als er vor drei Jahren als „artist in residence“ in Krems/Niederösterreich gearbeitet hat, wo das größte Gefängnis von Österreich steht, machte er eine ganze Serie „nur in Schwarz“. Hat man als Betrachter erst einmal begriffen, daß wirklich Fenster gemeint sind, die da in vielfältigen Schwarz-Weiß-Formen gefertigt wurden, hat man noch andere Aha-Erlebnisse. Eigene Assoziationen stellen sich ein: ein hell erleuchtetes Zimmerfenster, eine schwarze Maueröffnung, Licht, das Formen wie Jalousienstreifen oder Fensterläden reflektiert, spiegelnde Fensterscheiben, die helle Lichtumrandung um eine Verdunkelung, das Fensterkreuz, die Fensterschräge, ein gekippter Flügel, Scheiben im Sonnenlicht, frühes Licht und Dämmerung, Tag und Nacht; die Bezüge sind so vielfältig wie die Behausungen der Menschen, egal ob in Paris (Stipendium an der Cité Internationale des Arts) – die Serie „Rue Rivoli“ in schwarzer Tusche auf Papier ist dort entstanden – oder in Omaha/Nebraska, wo Kleinlein ebenfalls „artist in residence“ war und wo ihn die Glasfassaden und die typisch amerikanischen dunklen Häuserschluchten mit dem winzigen Himmelsspalt darüber besonders interessierten.

Kleinleins Bilder sind in erster Linie abstrakte Bilder in Kreide und Acryl auf Papier oder Öl auf Leinwand, ob mit dem Pinsel aufgetragen oder mit den Fingern so hineingekratzt, daß sich Reliefs ergeben, in Schwarz-Weiß oder in malerischer Farbigkeit.

Hinter der Abstraktion steckt ein konkreter Anlaß, eine Anregung, die besondere Sicht des Künstlers auf ein bestimmtes Ding, und sei es noch so einfach: ein Fensterspalt vielleicht. Mag das Bild noch so reduziert ausgeführt sein, es vermittelt dennoch – oder gerade deswegen – hinter der schnörkellosen Welt tiefergehende Assoziationsketten wie Fenster-Auge-Mensch-Seele-Leben. Die Titel sind sinnstiftend – manchmal, meint der Künstler. „Sie können auch verwirrend sein.“ Die Farbe selbst wird bei Kleinlein zum (Bau-)Material; sie tönt den Untergrund nicht, sie strukturiert, gliedert, gewichtet. Am deutlichsten wird das bei den Farbobjekten, seinen „Häusern“, „Camps“, „Blocks“. Es gibt ein „Haus für C. Twombly“ aus Ölfarbe, Papier und Holz, eine „Huldigung an Giorgio Morandi“, bestehend aus 3 Ku-

ben aus Ölfarbe, Pappe und Holz. „Mein Thema sind Baukörper und deren Gliederung. Ich versuche einen Dialog zu schaffen zwischen Raumobjekten und Malerei“, erklärt Norbert Kleinlein. Daß es Stadtarchitekturen sind, erkennt man beispielsweise am farbigen Objekt auf dem Nebentisch, dem „12th St. Leavenworth“, einem schwarzen Baukörper mit hellgelbem kleineren daneben. Ein Bezug zu einer realen Situation ist auch hier vorhanden, denn dort, in Omaha, steht ein großer, dunkler Wohnblock und eine helle Tankstelle daneben. Ein grundlegend menschlicher Bezug stellt sich bei den „Forts“ her: Man kann mit eisernen Modulen „spielen“. Wie Bauklötzchen kann man die rostigen Quader hin- und herschieben, um Straßenzüge, Plätze, Häuserreihen je nach Lust und Laune oder Raum zu arrangieren.

In der großen Scheune sieht man Kleinleins frühere plastische Arbeiten, die sich am menschlichen Körper orientierten und die der Künstler aus Holz und Pappe, Acrylfarbe, Erde und Zement gemacht hat. Da ist der gebogene Körper an der Wand mit den Durchbrüchen, da sind die Gefäße, die „für Menschen gedacht sind“. Man denkt an den Alltag vergangener Zeiten, an Arbeit und Einfachheit und Mühsal. Kleinlein ist froh, daß er die Scheune jetzt für sich nutzen kann. Die Ausstellungsreihe „Forum 13“, die in der Scheune des Künstlerhof Oberndorf regelmäßig ungewöhnliche Kunstprojekte und –aktionen präsentierte, haben die Kleinleins eingestellt. „10 Jahre sind genug“, sagt Norbert Kleinlein. Die Wochenenden waren regelmäßig verplant, und außerdem müsse er sich jetzt endlich einmal wieder um die eigene Karriere kümmern. Und da hat er noch einiges vor.

Seit ungefähr zwei Jahren macht Kleinlein ganz neue Arbeiten, „wenig Farbe, mehr Installation“. Das Neue daran ist das Material: eine veredelte Art von lichtechtem Latex, kombiniert mit Eisen. Ersteres wirkt wie menschliche Haut, ebenso griffig, sinnlich, warm, verletzlich und bestens geeignet, „Emotionen darzustellen, menschliche Schwächen, Schmerzen und Ängste“. Die milchige Hülle entmaterialisiert die eisernen Wandregale und Pulte und gibt dem Atelierarrangement einen geheimnisvollen, fast religiösen Charakter. ¶

Nächste Ausstellungen:
Norbert Kleinlein, Galerie im Saal, Eschenau:
22. September – 28. Oktober 2007.
Heike und Norbert Kleinlein, Atelier Lang, Eichstätt:
29. September bis 21. Oktober 2007.

Norbert Kleinlein in seinem Atelier

Lampenfieber statt Ferienkoller

„Jeunesses Musicales“ in Schloß Weikersheim und Kloster Bronnbach

Text und Fotos von Achim Schollenberger

Das Lampenfieber war zu spüren. Wo ist der ideale Platz im Kreuzgang? Wo ist die Akustik optimal? Wie platziert man sich am besten? Die Hektik und Nervosität nehmen mit jeder Minute zu bei den Jungen und Mädchen. Ist die Kleidung in Ordnung? Der Dress-Code muß stimmen, die Jungs in schwarzer Hose und weißem Hemd, die jungen Damen in gestärkter weißer Bluse, Hosenanzug oder auch langem, schwarzen Abendkleid, schließlich muß auch dies geübt werden, von Musikern, die vielleicht einmal die großen Bühnen der Welt bespielen werden. Die junge Meute wirkt ein wenig hippelig, wenn sie mit ihren Instrumenten durch das Kloster Bronnbach schwärmt. Eine Oboe hier, dort kommen drei Violinen, dazwischen gesellen sich zwei Hörner, ein paar Klarinetten wuseln hinein in die Klosterkirche. Dazu kommen immer mehr Besucher an diesem Samstag im August in die malerische Klosteranlage, denn gleich beginnen die Abschlußkonzerte, die Stunde der Wahrheit für die 13- bis 20jährigen Künstler, die nun vor Publikum den Beweis antreten dürfen, daß die Mühen der vergangenen Tage Früchte tragen. Das Wetter kann an diesem Tag nicht besser sein, Sonnenschein und moderate, angenehme Temperaturen bilden, zusammen mit dem historischen Ambiente, die ideale Kulisse. Sechs junge Männer haben ihre Position bezogen in einer Ecke des Klostergartens und intonieren aus den 6 Quartettsätzen für vier Hörner von Franz Strauss, einige der Besucher haben es sich mittlerweile im Gras gemütlich gemacht. Gegenüber, im Schatten des Klostergangs warten schon die vier Mitglieder eines „temporären“ Quartetts, um danach ein Quartett in C-Dur von Johann Christian Bach zu Gehör zu bringen. Im imposanten Josephsaal im ersten Stock gehen derweil noch gänzlich ohne Publikum die letzten Proben für das Konzert am Abend in die letzte Phase. Dort gibt Dozent Rudolf Ramming seinen Eleven letzte Tipps.

Die Aussicht auf gewöhnliche Ferientage war es nicht, welche die 55 jungen Musikanten im August ins Schloß Weikersheim gelockt hatte. Es war der Spaß an klassischer Musik und die Möglichkeit, trotz oder gerade wegen der Sommerferien, sein Können im Rahmen des Kurses „Erlebnis Kammermusik für Junge Instrumentalisten der Jeunesses Musicales Deutschland“ zu verbessern. Lernen konnten sie viel von den neun Hochschuldozenten, erfahrenen Orchestermusikern und konzertierenden Künstlern internationaler Ensembles, die ihnen mit ihrem Können zur Seite standen. Erarbeitet und einstudiert wurden dabei die Kammermusikwerke von Trio-Besetzungen bis hin zu dreizehnköpfigen Ensembles.

Eine Besonderheit dieses Kurses ist, daß er sich nicht ausschließlich an angehende Profimusiker oder hochbegabte Instrumentalisten richtet, sondern bewußt in die Breite wirken will, obwohl ein gewisses instrumentales Eingangsniveau Voraussetzung ist, um die Ensemblearbeit zu ermöglichen. Deshalb war von der Kursleitung in Absprache mit den eingeladenen Dozenten bereits Monate vor Kursbeginn eine Werkliste als Vorschlag entwickelt worden, welche das Alter und das Spielniveau der Teilnehmer berücksichtigt, um diese dann entsprechend in verschiedene Ensembles einteilen zu können. Auf diese Weise erhielt jeder der jungen Teilnehmer die Gelegenheit, mehrere Werke in unterschiedlicher Besetzung zu erarbeiten, mit vielen anderen jungen Leuten gemeinsam zu musizieren und dabei Stücke kennenzulernen, die zu spielen man sonst selten in der Lage ist.

Wohl die wenigsten der vielen Zuhörer, die an diesem Samstag ins Kloster Bronnbach gekommen waren, dürften - sofern es sich nicht um Angehörige der Kursteilnehmer handelte - eine Vorstellung davon gehabt haben, welch intensiven Arbeitprozeß die jungen Künstler hinter sich gebracht hatten. Elf Tage hatten sie dafür geübt, jeden Tag ein paar Stunden lang. Viel Freizeit ließ der straff organisierte Tagesablauf nicht. Vormittags und nachmittags herrschte durchgehend Probenbetrieb, jeder Teilnehmer absolvierte bis zu sechs, jeweils 60 Minuten dauernde, Unterrichtseinheiten in verschiedenen Ensembles bei unterschiedlichen Dozenten. Weiter ging es in den Abendstunden mit Workshops oder selbständigem Üben des tagsüber Einstudierten. Schnell verging die Zeit angesichts eines solch vollen Terminplans, und schon nahten die sechs Abschlußkonzerte , bei denen jeder wenigstens ein- oder zweimal auftreten sollte.

Man trifft sich seit Jahren auf Schloß Weikersheim, denn hier hat die der Jeunesses Musicales angeschlossene Musikalische Akademie die idealen Voraussetzungen gefunden, ihre Kurse durchzuführen. In diesem Jahr gab es dazu ein kleines Jubiläum zu würdigen, denn es war bereits die 20. Ausgabe des Kurses.

Zehnmal mittlerweile dabei ist Rudolf Ramming, Dozent für Klavier an der Hochschule für Musik in Würzburg und 1982 Träger des Kulturförderpreises der Stadt Würzburg. Auf die Frage, warum sich die jungen Musiker freiwillig für diesen Kurs mitten in ihren großen Ferien anmelden, sieht er mehrere Gründe: „Die Fortgeschrittenen erweitern ihr instrumentales Können und ihr Repertoire und schulen ihr kammermusikalisches Verhalten, andere machen elementare, dabei nicht unwichtige Erfahrungen, denn Kammermusik heißt, sich eigenverantwortlich in eine Gruppe einzubringen und dabei seinen ganz persönlichen Beitrag zum Gelingen des Ganzen – also des Musikstücks – zu leisten.

Für viele Jugendliche sind solche Abläufe zwischen Initiative und Disziplin Orientierung in ihrem Verhalten auch außerhalb des Musizierens. Manch einer der Teilnehmer ist erstaunt zu spüren, welche Fähigkeiten in ihm schlummern. Er beginnt sich zu öffnen und wächst über sich hinaus, zunächst im Rahmen des musizierenden Ensembles, dann aber auch im sozialen Kontext. Wer zu Beginn des Kurses eher am Rande der Tafel im Speiseraum saß, findet sich nach einigen Tagen inmitten einer Gruppe und fühlt sich angenommen. Nicht selten entstehen innerhalb des Kurses dauerhafte Freundschaften.

Aber leider wird manchmal die Kehrseite deutlich, wenn man plötzlich erkennt, daß man doch nicht so souverän musiziert wie man glaubt, oder trotz großer instrumentaler Fähigkeiten isoliert bleibt. Doch das kann auch eine heilsame Erkenntnis sein. Auf jeden Fall entwickelt die Intensität der Arbeit und der straffe Ablauf einen regelrechten Sog und verstärkt das Zusammenwirken dieser Erlebnisse. „Wohl kaum eine Teilnehmerin oder ein Teilnehmer wird nach Kursende behaupten, sie oder er sei unberührt geblieben.“

Natürlich sind die Abschlußkonzerte in Kloster Bronnbach trotz des zum Teil sehr hohen Niveaus nicht als fertig ausgearbeitete Meisterdarbietungen zu verstehen, erzählt Ramming. Sie sind das Ergebnis eines konzentrierten Arbeitsprozesses mit sehr unterschiedlichen Leistungen, aber immer mit vollem persönlichen Einsatz. so Ramming weiter. Genauso wichtig ist für ihn das „Miteinander“, welches sich im Laufe der elf Tage spürbar verändert . Beeinflußt wird dies seiner Meinung nach auch durch ein stimmiges Rahmenprogramm. Deshalb wohnen die jungen Leute in Zwei- oder Dreibettzimmern im integrierten Logierhaus des Schloßareals. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten wird kulinarisch einiges geboten. So hat sich die Küche bewußt dem Prinzip Slowfood verpflichtet und reicht abwechslungsreiche und gesunde Küche mit Produkten aus biologischem Anbau, Fair-Trade-Handel und heimischen Erzeugnissen. Zur Kursmitte hin stärkt eine kleine Wanderung mit anschließender Grillfete das Gemeinschaftsgefühl. Und wer einmal anders die Finger lockern und den anderen Spieltrieb fördern will, kann dies im „Jeunesseskeller“ bei Tischfußball oder Billard. .

„Leider lassen sich diese inneren Vorgänge für die Außenstehenden nicht immer sichtbar machen,“ erklärt Rudolf Ramming. Ein „Tag der offenen Tür“ während der Ensemble-Arbeit wäre für ihn eine adäquate Möglichkeit, die Intensität des Kurses deutlich zu machen. Der Blick hinter die Kulissen dürfte auch für die Unbeteiligten, denen der Umgang mit Musik weniger vertraut ist, interessant sein, und sie könnten beim Hineinschnuppern die ganz besondere Atmosphäre aus Freude, Fleiß, Engagement, Einsatz und auch beginnender Virtuosität entdecken,

Einstimmung auf das Konzert
in Kloster Bronnbach.

ein Potpurri von Gefühlen, die auch während der gemeinsamen Tage im August ausgelebt werden und oft noch jahrelang als Erfahrung bei den Teilnehmern nachwirken.
Im Kloster Bronnbach ist der erste Teil der Abschlußveranstaltung mittlerweile vorbei und das Lampenfieber einer zufriedenen Erleichterung gewichen. Das hat doch ganz gut geklappt. Ein paar der jungen Künstler stehen noch in Grüppchen zusammen und „ratschen" – vielleicht über den gerade absolvierten Auftritt. Andere sind schon wieder unterwegs, schnell die Treppe hinauf, um sich vorzubereiten auf das nächste Stück. Überall ist der Spaß an der Sache zu spüren, und das ungekünstelte Lachen und die Unbekümmertheit der jungen Musiker wirken richtig ansteckend. Die jungen Musiker sind offenbar zufrieden, ihre Eltern wohl auch und dazu mächtig stolz, denn die Zuhörer haben nicht gegeizt mit Applaus. ¶

Informationen zum Kurs:
Jeunesses Musicales Deutschland,
Marktplatz 12,
97990 Weikersheim,
Tel. 07934/99360,
Internet: www.jeunessesmusicales.de,
Weitere Infos:
Rudolf Ramming,
Am Hölzlein 82,
97076 Würzburg,
Tel. 0931/283161,
eMail: rudolf.ramming@t-online.de
oder:
Ruth Harrer-Braun,
Frank-Marc-Str. 3,
86157 Augsburg,
Tel. 0821/742913,
eMail: harrer.braun@t-online.de.

Die Jugend musiziert gerade.

Anzeige

Sonderausstellung erzählt die Geschichte der Minibäume.

Manchmal wird man durch Zufall mit einem Thema konfrontiert, über das man dann gern mehr wissen möchte: Wem ist das noch nicht passiert? Dem Team des Knauf-Museums auf jeden Fall schon: Vor rund einem Jahr, gerade als einem Mitarbeiter bei Recherchearbeiten für eine andere Ausstellung ein Buch über Bonsai in die Hand fiel, gab es die Zwergbäumchen auch noch bei einer großen Discounterkette im Angebot. Und aus den bescheidenen Anfängen, nämlich dem Wunsch, etwas mehr über das Thema zu erfahren, wuchs so schon bald die Idee, eine wahrhaft „lebendige“ Ausstellung für das Knauf-Museum zu kreieren und vom 21. September bis 14. Oktober 2007 zu zeigen.

Bonsai sind lebendige Kunstwerke, deren besonderer Reiz in ihrer steten Veränderung liegt. Der Ursprung von Bonsai liegt in der chinesischen Kultur und reicht weit vor die christliche Zeitrechung zurück. Bereits in der Han-Dynastie (221 – 206 v. Chr.) haben chinesische Landschaftsgärtner Landschaften im „Kleinen“ nachgebildet. Buddhistische Mönche waren es schließlich, die die Bonsaikunst nach Japan brachten, wo sie speziell im Adel rasch Anhänger fand. Europäer erlebten Bonsai in natura wahrscheinlich erstmals 1878 auf der Pariser Weltausstellung; zuvor kannten sie die wundersamen japanischen Minibäumchen nur vom Hörensagen. Die fernöstliche Gartenkunst fand rasch Anhänger in ganz Europa und erreichte schließlich auch den deutschen Sprachraum: 1907 fand erstmals eine Bonsaiausstellung auf deutschem Boden, nämlich in Dresden, statt. Anlässlich dieses Jubiläums widmete sich das Knauf-Museum in Zusammenarbeit mit Bonsaiexperten dem wunderschönen Thema und präsentierte im Museumshof einige ausgewählte Exemplare.

Markus Mergenthaler

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✍

Preise überall. Als die Stadt Würzburg im April dieses Jahres den neuen „Peter C. Ruppert Preis für Konkrete Kunst in Europa“ installierte, der mit 15 000 € dotiert ist und 2008 erstmals und danach alle drei Jahre vergeben werden soll, richtete man auf Vorschlag von Kulturreferent Muchtar Al Ghusain, auch die Würzburger Kulturpreise und Ehrungen neu aus (siehe nummer 26).

Der Kulturpreis und die Kulturförderpreise der Stadt sollen jährlich und gemeinsam und nicht wie bisher im Wechsel vergeben werden. Lediglich im Jahr der Vergabe des Peter C. Ruppert-Preises, also ab nächstem Jahr und danach alle drei Jahre pausieren die städtischen Ehrungen.

Künftig gibt es maximal drei — bisher zwei — Kulturförderpreise, die mit je 2 500 € dotiert sind und an Künstler vergeben werden, die „am Anfang einer professionellen künstlerischen Entwicklung“ stehen.

Die mit dem Kulturförderpreis Geehrten sind: Die Bühnenbildnerin Verena Hemmerlein, der Schauspieler Dr. Markus Grimm, der Musiker Dennis Schütze (siehe nummer 23).

Der neue Würzburger Kulturpreis ist undotiert, aber nicht weniger ehrenvoll gemeint. Er wird – wie bisher – „an verdiente, mit Würzburg durch Geburt, Leben oder Werk verbundene Persönlichkeiten vergeben“. Ihn erhält diese Jahr der Bildhauer Herbert Mehler, der mit seiner Ausstellungen „kavex“ im Domkreuzgang und im Falkenhaus aufgefallen war.

Feierstunde und Preisverleihung sind am Montag, 10. Dezember, 20 Uhr, im Mainfranken Theater.

Die Kulturmedaillen der Stadt werden künftig jährlich verliehen. Bis zu drei ehrenamtlich und gemeinnützig engagierte Personen bzw. Organisationen können diese Ehrung „in Würdigung ihrer Verdienste für das Kulturleben der Stadt“ erhalten.

Die Geehrten: die Leonhard-Frank-Gesellschaft, der

Anzeige

Franck-Haus
97828 Marktheidenfeld
Untertorstraße 6

Öffnungszeiten:
Mi. bis Sa. 14–18 Uhr
So. + Feiertag 10–18 Uhr

Ausstellungsprogramm 2. Halbjahr 2007

Malerei von Monika Krautscheid-Bosse
Plastiken/Skulpturen von Herb Schwarz
8.9. - 7. 10.2007

Pressefoto Unterfranken
in Kooperation mit dem BV Mainfranken im Bayerischen Journalistenverband
15.9. - 14.10.2007

Malerei von Friederike Hammann
Holzobjekte von Matthias Wiese
20.10. - 25.11.2007

„Der Meefisch“
Wettbewerb für Bilderbuchbuchillustrationen
27.10. - 9.12.2007

Kultur im Franck-Haus

LANDWEHRSTR.10

Anzeige

Sonderveranstaltung

Welche Tassen im Schrank?
Experten begutachten Porzellan im Knauf-Museum

Die Sammeltasse von Tante Trudchen – ist sie wirklich so wertvoll, wie in der Familie immer behauptet wird? Woher kommt sie eigentlich? Und lässt sich vielleicht sogar das genaue Alter herausfinden? Wer in seinem Wohnzimmerschrank das eine oder andere Porzellanschätzchen beherbergt und sich schon immer genau diese Fragen gestellt hat, der ist bei der Sonderaktion „Welche Tassen im Schrank?“ des Knauf-Museums in Zusammenarbeit mit dem Europäischen Industriemuseum für Porzellan in Selb und dem Deutschen Porzellanmuseum in Hohenberg an der Eger richtig.

Am 29. und 30. September begutachten die Museumsmitarbeiter, aus dem Landkreis Wunsiedel, Dr. Sabine Zehentmeier und Petra Werner jeweils von 13 bis 17 Uhr im Knauf-Museum Porzellan, das von den Besuchern mitgebracht wird. Die beiden Expertinnen für Industrieporzellan des 19. und 20. Jahrhunderts bestimmen Alter, Herkunft und eventuell den Wert des jeweiligen Stückes und geben Auskunft darüber, ob aus der entsprechenden Serie eventuell noch Teile existieren.

Welche Tassen im Schrank?
Experten begutachten Porzellan des 19. und 20. Jh.
im Knauf-Museum Iphofen

Samstag, 29. und Sonntag, 30. September 2007
Jeweils 13-17 Uhr

Knauf-Museum Iphofen
Knauf Gips KG
Am Marktplatz, 97343 Iphofen
Tel: 09323/31-528 od. 31-625
Fax: 09323/5022
E-Mail: knauf-museum@knauf.de
Internet: www.knauf-museum.de

Ökumenische Hochschulchor (siehe nummer 21), die Distelhäuser Brauerei.
Feierstunde und Vergabe: Montag, 5. November, 20 Uhr, im Ratssaal des Würzburger Rathauses.
Zur Erinnerung: Der Leonhard-Frank-Preis für junge Autoren bis 35 ging an Sigrid Behrens für „Unter Tage“, Premiere 17. November, 20 Uhr, Kammerspiele.
Die nummer gratuliert. [**sum**]

Selbstbetrachtung Ausstellung Werkstattgalerie im Künstlerhaus / Kulturspeicher 09.08.-26.08.2007

Der 1967 in Würzburg geborene, freischaffende Fotograf Horst Ziegler betrachtet sich selbst durch das simple Auge einer Lochkamera. Großformatige Schwarzweißabzüge sind so entstanden, die in ihrer Anmutung changieren – zwischen der Bildsprache früher Portraitstudien der Bauhausfotografen und der Spielfreude von FH-Abschlußarbeiten, nach dem Motto: „Wie sieht das eigentlich aus, wenn ich mich mal mit der Taschenlampe von unten anstrahle?“ Schade, daß die spannenden Möglichkeiten der Lochkamera dabei gar nicht ausgereizt werden – den Hang der Technik zum verträumt Surrealen hat Ziegler in früheren Pflanzenbildern viel stimmiger einfangen können. [Zu den Möglichkeiten der Lochkamera, vergleiche auch „Fremdes Land,“ Lochkamerafotografien von Charly Hornung, Ausstellung Heimspiel, nummer 8] Die aktuellen Selbstportraits mit ihren harten Kontrasten im Quadratformat hätten so wohl mit jeder Art von Kamera entstehen können. Sie heben sich dennoch wohltuend ab von der allzu zusammengewürfelten Gruppenausstellung ein Stockwerk höher mit dem treffend selbstironischen Titel „Nix paßt“ (BBK-Galerie), die gleichwohl eine Überraschung bietet: Hilde Würtheim modelliert Menschenbilder aus Ton, wie sie Stephan Balkenhol nicht treffender aus Balken holen könnte. [**an**]

„Nix paßt“ bis 9. Sept. 07
Mi/Do/Fr/So 11-18 Uhr, Sa 13-20 Uhr

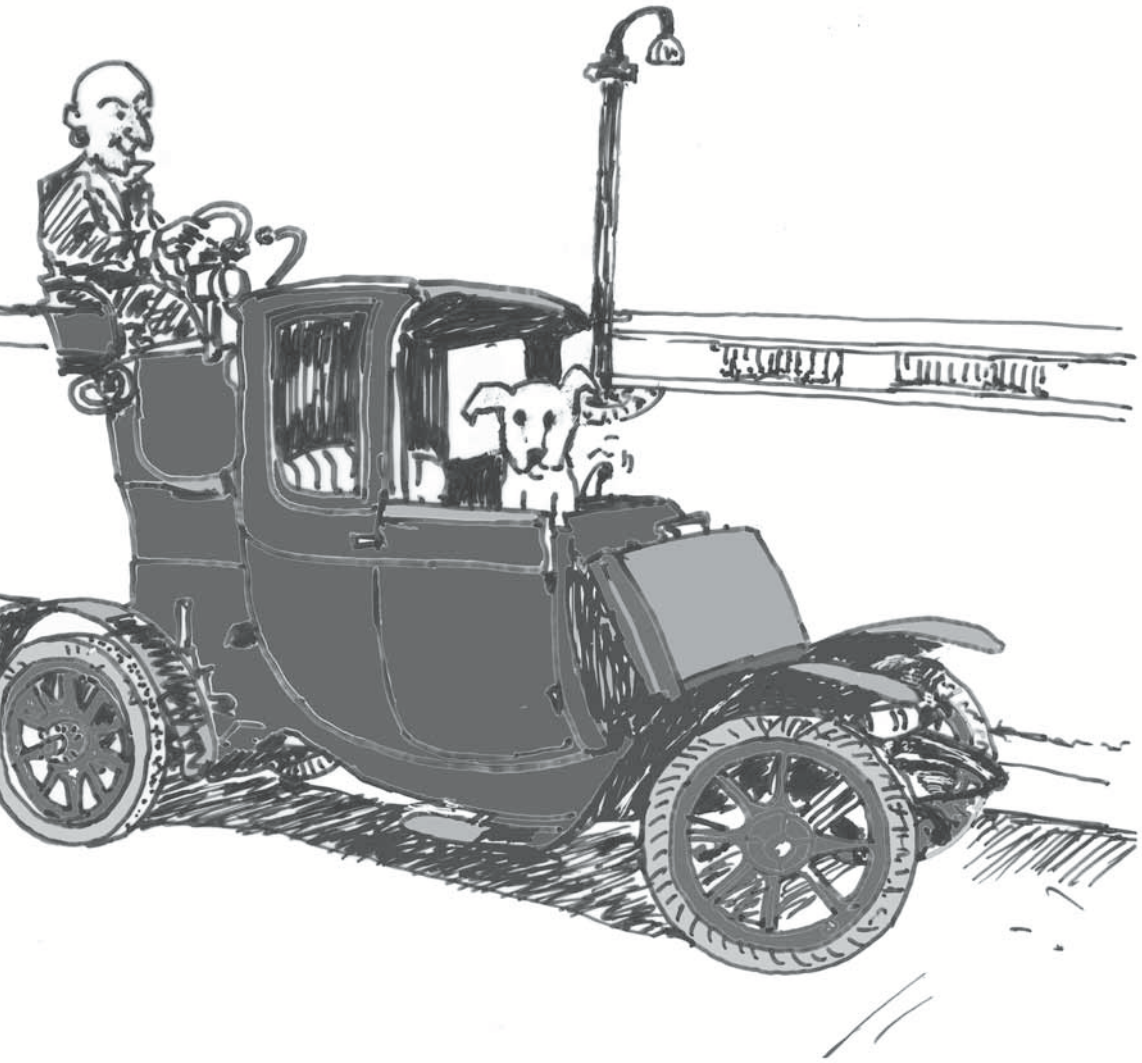
Anzeige

Lichtblick

Es gibt tatsächlich noch Künstler wie diesen Zeichner, die ganz ohne Beziehungen, mit harter Arbeit, z.B. auf der Rambla in Barcelona, ihren Lebensunterhalt verdienen.

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeige



... mit Kultur besser ankommen.

auto brückler

87753 Karlstadt • Boelckeschwinghstr. 63

© Akimo